

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Händel in Hattingen-Nuhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Nuhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigend dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Neujahr.

Es geht in gold'nen Flammen
Die Neujahrs-sonne auf.
Wir stehn gekroßt zusammen
Und schau'n zu Gott hinauf.
Wir einen Herz und Hände
Zur großen Seitenwende:
Denn, legne unsern Lauf!

Was wird das Jahr uns bringen?
Wird es voll Mühe sein?
Winkt fröhliches Gelingen?
Der Herr weiß es allein.
Er ist und bleibt der Treue,
Denn wollen wir auf neue
Uns seinem Dienste weihn.

Es wird voran uns fähren,
Der uns noch nie verließ.
Er führt uns, wenn wir gleiten,
Gibt Licht in Finsternis.
Sind wir mit ihm verbunden,
Dann gibt's nur Segensstunden,
Wir sind des Siegs gewiß.

So mag das Jahr beginnen,
Es wird uns nicht zu schwer.
Gekroßt sind Herz und Sinnen,
D's auch das letzte war.
Er, der des Sohnes Leben
Für uns dahingegeben,
Verläßt uns nimmermehr.

Zum neuen Jahr.

Seit langem fand der Jahreswechsel nicht unter so bedeutungsvollen Begleiterscheinungen statt wie diesmal. Die innere wie die auswärtige Politik weist auf den Ernst der Zeit in besonderer Weise hin. Im eigenen Vaterland stehen wir nach einem Jahre, überreich an Spannungen, Mißverständnissen, Enttäuschungen und Aufregungen, unmittelbar vor den Reichstagswahlen. Tragen sie schon ein Moment besonderer Unruhe in die Bevölkerung hinein, so wird sie diesmal noch vermehrt durch die ungünstige Konjunktur der allgemeinen Welt- wie der eigenen Wirtschaftslage, die gesteigerte Besorgnisse bis in den innersten Kreis der Familien hinein trägt. Aber auch das sonst vor der Welt Unberührteste, das religiöse Denken und Empfinden, wurde während des vergangenen Jahres in ungewöhnlicher Weise aufgewühlt und mannigfach verwirrt. Vorgänge wie der Fall Jatho stellten an jeden Einzelnen die große Gewissensfrage: wo steht du? und warfen ihre aufregenden Wellenkreise bis in das Seelenleben unserer reiferen Jugend. — Auf dem Boden der auswärtigen und internationalen Politik vollzogen sich gleichzeitig Ereignisse, wie sie seit den Tagen des schicksalreichen Jahres 1870 nicht mehr erhört waren.

Wir wissen, daß Deutschland selbst unmittelbar vor einem Kriege stand, dessen Schauer und Grauen nicht auszudenken sind. Und noch immer sind die schwierigen Probleme, welche die schlimmste Krisis heraufbeschworen, nicht ganz gelöst. Krieg und Kriegsgefahr erfüllten überdies zwei Länder, zu denen Deutschland in nahen Beziehungen stand und steht. Aller Völker Europas hat sich eine Nervosität sondergleichen bemächtigt, die in vier Weltteilen energischer denn je nachzittert. Europa, Asien, Afrika, Amerika lauschen mit unruhiger gespanntheit auf jede neue Wendung der Tagesgeschichte, auch Australien ist in die großen Kolonialkrisen unserer Zeit enger mit einbezogen. Erster denn seit Jahrhunderten redet sich die Gefahr eines neuen Zusammenstoßes der beiden Riesenmächte, Islam und Christentum empor; Völker und Religionen, die in schier jahrtausendelangem Schlaf befangen lagen, sehen sich urplötzlich in den Mittelpunkt von Ereignissen voll unendlicher Tragweite gerückt! Es ist, als sei der gesamte Geistesboden der Menschheit von einem dumpfen Erdbeben heimgesucht, als habe eine Weltrevolution mit unbekannten Zielen dräunend ihr Haupt, als werde das Menschheitswesen dem Trichter eines ungeheuren Strudels entgegengeführt, als raune etwas durch den Erdbaum von der altgermanischen Prophezie der Götterdämmerung... Und da klingt am Jahreswechsel wie der gewaltige Doppelschlag zweier Gloden vom Dome des Weltalls in das Menschengetriebe der Ruf: Gott — Ewigkeit, Gott — Ewigkeit! Von einem übermächtigen Gefühl bezwungen, hält die Zeit einen Augenblick den Atem an, um dieser Harmonie aus höheren Sphären zu lauschen. Alles kommt darauf an, daß diese Harmonie in der Seele der Menschheit wie jeder einzelnen Menschenseele nicht verhallt, daß sie ein bleibendes Echo ausstößt; daß ein urgewaltiges Bewußtsein sich das Sein durchflutet. Denn jede Menschenseele hat nur ihren Sinn in Gott, und alles Brauen und Gären der Zeit nur ihren Wert, gemessen an der Ewigkeit! Das Jahr 1912 kann das Morgenrot einer neuen Zeitepoche bedeuten, wenn diese Erkenntnis Wirklichkeitsbewußt wird im Geistesleben der Völker wie jedes Einzelnen. Und aus solcher Erkenntnis möge allen erblühen ein gesegnetes neues Jahr!

Wie siehts aus in der Welt?

Die Weihnachtsferien sind ausgetobt; vorbet das Fest der Liebe. Die liebe Jugend hat in den Tagen vor dem Fest fehnüchlich zum Himmel geschaut, mit der stillen Hoffnung auf Schnee, denn

Weihnachten

ohne Schnee ist dem Deutschen kaum fahbar. Aber die ersehnten Gloden blieben aus; Frau Holle streifte. Schwere

Wolken brachten Wassermengen, wie wir sie lange nicht gesehen; vom Morgen bis zum Abend ein fortwährendes Gießen wie aus einem Schlauch, oder besser gesagt: aus Schläuchen. Das wollte gar vielen Menschen nicht behagen; nicht nur die Kleinen sondern auch die Großen machten gar böse Gesichter. Insonderheit unsere Damen — ohne Unterschied des Alters — die doch gar zu gerne der lieben Nachbarn vor Augen geführt, daß „Sammet“ Trumpf ist. Ja, ja, die große „Sammetmode“ bringt wieder das Sprichwort: „Samt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus“ zu seiner traurigen Bekehrtheit. Der übertriebene Luxus in allen Schichten des Volkes wird unerträglich; oben und unten strengt man sich über Gebühr an. Und die Klagen der Handwerker und kleinen Geschäftsleute über das ständig zunehmende Vorkommen einer traurigen Begleiterscheinung unserer Zeit und beweist daß der Hochmutsteufel ein Tyrann ist, der unerbittlich seine Opfer fordert.

Wir müssen zurück zur Einfachheit! Einfach aber gut, wer will von diesem Grundsatze noch etwas wissen. Bei den Männern findet man für diese Forderung nicht viel Verständnis, bei den Gros des weiblichen Geschlechts fordert man aber damit den direkten Widerspruch heraus. In unseren Tagen will man nicht scheinen was man ist.

Dieser unwahre Charakterzug im deutschen Volksleben rächt sich bitter. In vielen Familien ist bereits das ganze Leben auf Täuschung angelegt und schaukelnd geht man durch die Tage, Wochen und Jahre. Die Ketten klirren, wenn sie auch der Nachbar nicht hört. Die Jungen lernen von den Vätern und die Allerweltspresse, die täglich schellamiert: — nicht nur im Inseratenstil — „freue dich liebe Seele, denn morgen bist du tot“, hilft diese Untugenden verbreiten, mit dem Erfolg, daß alle edlen Charaktereigenschaften erstickt und der traffe Materialismus die Alleinherrschaft bekommt.

Tritt an ein solch fahrlässig erzogenes Menschenkind die rauhe Wirklichkeit mit ihren Mühen und Sorgen, dann zeigt sich das erzieherische Manto und schnell wird Gott und aller Welt der Krieg erklärt. Das gilt von allen Menschen, ohne Rücksicht auf ihre soziale Stellung.

Ohne religiös-sittliche Erziehung kann das deutsche Volk nun einmal nicht auskommen. Große Philosophen haben das tiefgründig nachgewiesen.

Mögen die Schaulustler in den verschiedensten Lagern diese Realität leugnen, die Tatsache selbst bringen sie nicht aus der Welt.

Beim deutschen Kronprinzenpaar

hat der Storch das Weihnachtsgeschenk gebracht. Unter 19. Dezember veröffentlichte das kaiserliche Hofmarschallamt folgenden Bericht:

Ihre Kaiserliche und Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin wurde heute morgen 1 Uhr von einem Prinzen glücklich entbunden. Ihre Kaiserliche Hoheit und der Prinz befinden sich wohl.

Das deutsche Volk nimmt an diesem frohen Familienereignis unseres Kaiserhauses innigen Anteil. Vier Prinzen sind jetzt dem harmonischen Ehebunde unseres Kronprinzenpaares entsprossen. Der erste Sohn, Prinz Wilhelm, wurde dem Kronprinzenpaar am 4. Juni 1906, der zweite, Prinz Louis Ferdinand, am 9. November 1907, der dritte, Prinz Hubertus, am 30. September 1909 geboren.

Der kaiserliche Dank an den Staatssekretär des Ausw. Amts, der am Weihnachtsabend wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen des Marokkovertrages die Brillanten zum

Das Silvesterwunder.

Nachdruck verboten.

Von Käthe Lubowski.
Der Laufjunge des Oberlehrers Doktor Bunge stand wie erstarrt vor dem kleinen, länglichen Glaskasten. So viel er auch an die blankgeputzten Fensterlein klopfen mochte... sie regte sich nicht! Zu einem Knäuel zusammengeballt, lag sie in einer winzigen kleinen Ecke.

Friß Wolters mußte endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß sie tot sei.

Das war ihm unsagbar schmerzhaft! Wenn jetzt sein guter Herr von seinem Spaziergang heimkam, würde er es auch erfahren. Und es war doch heute Silvester, wo sich alle Menschen vergnügen.

Er zermarterte seinen Kopf, um ihm den Schmerz zu mildern. Aber er fand nichts. Er dachte nur daran, wie ihm sein Herr vor Wochen erzählt hatte, daß er diese gutartige, hübsche Schlange von einem langstirnbigen, teuren Freunde als Geschenk erhalten habe.

Und sein Herr war doch so herzengut, daß es sich von rechts wegen alle Leute zur Ehre hätten anrechnen müssen, ihm etwas Liebes anzutun. Aber diese Leute lachten ihn aus, weil er so schüchtern war und sie meinten, wo er nur konnte.

Friß Wolters mußte das alles ganz genau... Nur die kleine flinke Muschelschnecke eine Treppe tiefer machte das eine rühmliche Ausnahme. Die fragte ihn zuweilen ganz leise: „Wie es denn oben ginge und ob er denn auch seinem Herrn so recht gehorham und treu wäre“. Und wenn er dann aus vollem Herzen antwortete:

„Ja wohl, Fräuleinchen, und das war ja noch schöner, wenn's anders war“ — dann schenkte sie ihm regelmäßig einen Scherz und manchmal sogar ein paar abgelegte Sandstuhlschub, weil er ihr einmal über Frost in den Fingern gefaßt hatte.

Auf das Fräulein ließ er nichts kommen! Aber er schwelte ja ab! Er mußte doch an die tote Schlange denken. Aufmerksam lauschte er hinaus, ob sich etwa schon der bekannte Schritt seines Herrn hören ließ. Als alles still blieb, fachte er plötzlich einen Entschluß. Er wollte zu dem Fräulein laufen und ihm die traurige Geschichte erzählen. Vielleicht wußte sie einen Rat.

Die Korridortür zu der kleinen Wohnung, welche die verwitwete Frau Pastor Kollak mit ihrer Tochter innehatte, war nur angelehnt. Friß Wolters hätte also ungehindert hineinschlüpfen können. Aber er stand wie festgewurzelt vor der großen runden Schüssel, in der lustig ein mächtiger Wal herumplätscherte.

Sein Kopf streckte sich vor — seine Augen begannen hoffnungslos zu glänzen... irgend ein Gedanke wurde ihm geboren und mit Zuhel begrüßt. Er machte Reht, stürzte nach oben zurück und führte geschickt und fabelhaft aus, was ihm dieser Augenblick eingegeben.

Eine halbe Stunde später stand Eichen Kollak vorfürt und fassungslos in dem kleinen Laden vor der alten Fischhändlerin und stotterte mit ängstlichem Flehen:

„Frau Neubert, Sie müssen mit mir kommen und sich das schreckliche Tier, das Sie uns als Silvestergericht gebracht haben, zurückholen...“

Die sonst so freundliche wurde bitterböse!

„Et war mein bester Aal... beleidigen Sie mich nicht!“

Aber Eichen Kollak zog sie gewaltsam mit sich. Der kleine Laden war wohl verriegelt. Herr Neubert stand mit niedlich roten Wangen hinter dem weißgeputzten Tisch und sang mit halber Stimme das Lied vom Silvesterfisch auf dem Herrentisch.

Die alte Frau setzte an Ort und Stelle ihre Brille auf, nahm sie aber sogleich wieder herunter und begann eifrig an den blauen Gläsern herumzureiben. Es half aber nichts. Das Bild, was sie wiedererlebte, veränderte sich dadurch nicht. Endlich flüsterte sie matt und erschöpft von der Entdeckung:

„Ne... das ist mein Aal wahrhaftig nicht. Das ist ein Silvesterfisch. Ich lagern... et ist so was. Holen Sie mich mal ein bißchen kochendes Wasser her!“

Und sie nahm, ein paar Minuten später, das Gefäß aus der zierlichen Mädchenhand und übergoß damit das laute ruhende Ungeheuer. Einen Augenblick danach schnellte es empor, streckte seinen schmalen, gräßlichen Kopf vor und ließ einen sonderbaren Risslaut aus. Die beiden aufmerksam spähen den schreien so laut auf, daß auch die alte Pastorin hinzugefügt kam. Nun standen sie alle drei gemeinsam um das Wunder herum und wußten sich keinen Rat.

Als die Händlerin endlich von dannen lief, war sie ganz blaß. Sie wurde ebenso sehr durch die Angst vor dem Risslauten getrieben wie von dem Wunsch, die Reingkeit möglichst schnell zu verbreiten.

Friß Wolters war der erste, der ihr in den Weg lief. „Du“, sagte sie und hielt ihn an der Tadel fest. Er wehrte sich energisch. „Hab' keine Zeit nicht.“

„Genau Dogenbild wüßte ich schon warten können. Bei der Pastorin unten hat's nämlich gespult. Ich habe ihn 'nen piekfeinen Aal gebracht und nu wadelt in derselben Blüte ein Biest mit einem Kopf wie ein Deiwel rum.“

Friß Wolters hatte jetzt plötzlich sehr viel Zeit. „Ein lebendiges Tier?“ fragte er atemlos, von einer jädrlichen Ahnung erfaßt.

„Na und ob... beßgen wollt' et uns. Daß dir't man zeigen. Die Damens sind ja so freudlich.“

Friß Wolters ging nicht nach Wunsch und Pfannkuchen! — Er setzte sich auf die nächste Treppentstufe.

Er hatte es doch so von Herzen gut gemeint und nun war alles schlecht und verkehrt geworden. Um jeden Preis mußte er die neuerwachte Schlange zurückhaben.

Indessen stand oben vor dem kleinen Glaskasten Doktor Bunge und hielt sich mit beiden Händen den Kopf.

War er denn wahnsinnig geworden?

Seine Schlange war doch jetzt gestern in den üblischen tiefen Winterfisch gesunken und nun fuhr sie wie wild in ihren engbegrenzten vier Wänden herum.

Aber... nein... das war... ja gar keine... Schlange!

Die Zeiger der alten Wanduhr rückten langsam vor. Er wurde immer verwirrter und ratloser. Wo nur der Junge mit Wunsch und Pfannkuchen blieb. Vielleicht konnte der Auskunft geben.

Richtig, da erklangen hübsche Schritte.

Er war's! Vor seinen Augen röh er den Glaskasten von seinem Ständer herunter und stürzte damit an ihm vorüber nach draußen.

Als Doktor Bunge sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte, tat er das einzige, was ihm zu tun übrig blieb... er folgte ihm!

— Vor der Tür, hinter der Friß Wolters mit einem hechtartigen Sprung verschwand, sagte er allerdings und wollte gerade umkehren, als eine liebliche Mädchengestalt

Noten Adlerorden 1. Klasse erhielt, war das politische Ereignis der Feiertage. Durch die Wahl des Weihnachtsabends für die Verleihung der Auszeichnung hat der Monarch dem Staatssekretär augenscheinlich seine persönliche Anerkennung ausgesprochen und damit den Wert der Gabe erhöht. Man hat sich gefragt, weshalb nicht auch Herr von Bethmann-Hollweg, der nahezu ein Jahr länger auf seinem verantwortlichen Posten steht als Herr von Kiderlen und mit diesem die Strapazen der Marokkoverhandlungen ehrlich geteilt, das Abkommen auch vor dem Reichstage vertreten hat, nicht gleichzeitig vom Kaiser ausgezeichnet wurde. Wer in der Unterlassung einer solchen Auszeichnung eine Verminderung der kaiserlichen Gunst gegenüber dem Kanzler erblickt, befindet sich im Irrtum. Unser Kaiser verkehrte schon als Prinz häufiger als Jagdgast auf dem Bethmannschen Gute Hohenfinow und erklärte, wie man sich erzählt, bald nach seinem Regierungsantritt dem jetzigen Kanzler: Sie sind mein künftiger Minister! Und dieses vertrauensvolle Verhältnis hat im Laufe der Jahrzehnte keine Veränderung erfahren. Sucht man nach einer Erklärung für die Uebergehung des Kanzlers, so darf man sie aller Wahrscheinlichkeit nach in dem eigenen Wunsch des Herrn von Bethmann-Hollweg erblicken. Es ist bekannt, daß der Kaiser schon wiederholt seinem ersten verantwortlichen Ratgeber, nachdem dieser wichtige Geschäfte durchgebracht, eine Ständeserhöhung, also die Ernennung zum Grafen, zugebracht, aber gerade auf Bitten des Reichstagslers davon abgesehen hatte. Und so wird es jetzt wieder gewesen sein.

Die Weihnachtsfeier in der Reichshauptstadt
wird sich in üblicher Weise vollziehen. Am frühen Morgen findet das „große Wachen“ statt, dem von 10 Uhr an Gottesdienst in der Schlosskapelle, Gratulationscour vor den Majestäten, Empfang der Botschafter, Minister und kommandierenden Generale sowie feierliche Paroleausgabe im Zeughaus folgt. Bei der Familientafel überreichen die Gastsieder aus Halle ihre Geschenke (Sooler, Schlachtwurst und Salz). Nachmittags fährt der Kaiser bei den Reichstagslern und den Botschaftern vor. — Der Kronprinz, der bereits wieder das Zimmer verläßt, wird bis dahin in Berlin erwartet.

Die Brandpanik in einem Kinematographentheater
des Berliner Ostens, die am Abend des zweiten Feiertages stattfand, und in der zwei Kinder erdrückt, sieben Personen schwer und eine größere Zahl leicht verletzt wurden, lenkt die Aufmerksamkeit allgemein auf diese Theater, die auch wegen ihres Einflusses auf die Kinder viele Kritiker finden. In Berlin sind die Vorschriften für diesen Theatertreib sehr streng, trotzdem ist das Unglück passiert. Der Vorführer, der verhaftet ist, hatte einen kleinen Feiertagsrausch, er verbrannte sich die Hand und rief um Hilfe. Die in Brand geratenen Films kletterten momentan die elektrischen Leitungen, im Publikum rief man Feuer, und im Dunkel drängte alles zu den Notausgängen, die nun nicht zu finden waren. Die Leute gerieten in rasende Angst, die Väter und Mütter hoben die eigenen Kinder hoch, traten aber andere zu Boden, sodaß sich stellenweise hohe Wälle von Kleinen aufbauten. Als Licht gemacht und der Brand gelöscht war, sah man, was geschehen war. In dem Raume sah es furchtbar aus. Überall lagen Verletzte am Boden; viele waren bewußtlos, viele schrien vor Schmerzen. Und zwischen den Menschen lagen umgestürzte Bänke und Stühle, zerbrochene Kleidungsstücke, zerrissene Hüte, zerbrochene Schirme und Stöcke. Daraus ergibt sich also, was in diesen Theatern nötig ist. Zuverlässiges Personal und dessen beherrschende Ueberwachung durch einen Vertrauensmann, deutlich erkennbare Notausgänge, Verhinderung jeder Ueberfüllung. In Deutschland waren bisher solche Unfälle recht selten. Im Ausland, besonders in Amerika, waren sie um so häufiger. Wäre ein Angefallener vorhanden gewesen, der sofort das Publikum durch die Meldung beruhigen konnte, es liege keine Gefahr vor, so wäre wohl alles gut gegangen. Diese Aufführung mangelte und nun fehlt die Panik ein. Die schwer Verletzten werden mit dem Leben davon kommen, der Vorführer ist vom Staatsanwalt wegen fahrlässiger Tötung unter Anklage gestellt.

Die Franzosen
haben sich durch ihren Ministerpräsident für das Marokkogeheimgeheimnis ausgesprochen. Mit einer für den Franzosen kaum denkbaren Offenheit bedachte Herr Caillaux die diplomatischen Karten auf; er sprach es unumwunden aus, daß die Algeirasakte die Pläne Frankreichs, sich in den Besitz von Marokko zu setzen, verhinderte. Man war daher gezwungen, wieder zur Politik von 1904 zurückzukehren. Das heißt also, die Ute von Algeiras beiseite zu schieben und mit denen in Marokko besonders interessierten Mächten direkt zu verhandeln. Hier kam in erster Linie Deutschlands in Frage, das durch seine Maßnahmen im Jahre 1905 bereits zu erkennen gegeben hatte, daß es einem französischen Protektorat nicht ohne weiteres zustimmen könne. Die Aufgabe war also gestellt, sich mit Deutschland über Marokko zu einigen. Es mußte wieder praktische Politik getrieben werden und diese bestand darin, Deutschland durch eine Gegengabe zur Aufgabe seiner „vermeintlichen“ Ansprüche zu veranlassen. Dies ist gelungen, und kein Mensch wird behaupten können, daß Frankreich einen zu großen Preis für das französische Protektorat in Marokko an Deutschland bezahlte.

Der Ministerpräsident verstand es meisterhaft, dem eifernen Französischen das Marokkoabkommen in schönster Packung auf den Weihnachtstisch zu bringen. Und diese große Weihnachtsgabe läßt auch alle bitteren Worte des Abgeordneten Jaures, die er der französischen Diplomatie entgegen geschleudert, verfallen. Jaures ist ein ganzer Kerl! Das muß ihm der Reich lassen. Draufschreiben kennzeichnete er die hinterlistige Politik Frankreichs, die vor seiner Dummheit zurückschreckt, wenn sie glaubt, Deutschland einen Schabernack spielen zu können. Wichtig war seine Feststellung, daß Frankreichs Diplomatie den Krieg von 1870 auf dem Gemise haben habe. Die revanchehungrigen Franzosen schämen vor Wut, ob dieser Rede.

durch die nämliche Tür auf ihn zu eilte und mit leiser Scheltmerei sagte:

„Bitte, treten Sie doch einen Augenblick bei uns ein, damit alles aufgeklärt werden kann. Sonst hätte meine Mutter nämlich einen Besuch später bei Ihnen vor.“ — Solch großes Schloßwunder ist, glaube ich, noch niemals zuvor geschehen!“

— Aber es sollten doch noch viel größere und schönere an diesem letzten Jahrestage ausgehen.

Fritz Wolters bekam für seine geheimnisvollen Verwechslungen kein böses Wort — der Oberlehrer Doktor Bunge ah noch vor Mitternacht zwischen der Bakorin und Cochen die drei arabischen Mittelstücke des Bierals und bemächtigte sich beim vollen Klang der Mitternachtsglocken Cochen Kollas beider Hände.

Was er dabei dachte, verriet er freilich noch nicht in dieser Stunde mit vorläufigen Worten. — Aber in seinen guten, treuen Augen stand es freilich bereits zu lesen. —

— Er verlangte im Grunde genommen nicht mehr von seiner Schlange, die ja eigentlich ein Mal war — und auch nicht mehr nach dem Mal, der von rechtswoigen eine Schlange gewesen. — er begehrte nur noch von seinem künftigen Leben, daß er diese beiden weichen kleinen Mädchenhände so oft in die seinen nehmen dürfe, wie er wolle. —

England,

das Land mit dem unverwundlichen Appetit hat wiederum ein Stück fremden Landes übergeschluckt.

Die Bucht von Solum am Mitteländischen Meer nebst dem tripolitanischen Hinterlande ist den Türken — mit einigen sanften Rippenstößen — und unter Anwendung der bekannten englischen Raffinesse abgekauert und dem englischen Volk als Weihnachtsgeschenk präsentiert worden.

Schon lange schielte der internationale Räuberhauptmann nach diesem Stück Erde, der für seine Machterweiterung einen unschätzbaren Wert beist. Die Türken stellten sich zu allen engl. Lodungsversuchen taub.

Jetzt kam der italienisch-türkische Krieg; und wenn zwei sich schlagen macht bekanntlich der dritte das Geschäft, so auch hier. Den italienischen Blockade-Verfuchen, die sich bis über die Bucht von Solum hinausdehnten, setzte England den heftigsten Widerstand entgegen; zuerst wußte man nicht warum, heute ist man hinter den „Dreh“ gekommen.

England hatte im Geiste schon Solum seinen vielen Besitzungen einverleibt, aber durch eine etwaige italien. Annexion wäre dieses Problem vernichtet. Darum Englands Liebe zur Türkei. Aber die gerissenen Burden an der Themse machten den Türken plausibel, wie Italiens Untreue, Herr des Mitteländ. Meeres zu werden, vergeblich sei, wenn Englands Flagge über Solums Hafen weht.

Es ist ja bekannt, daß in der Bosheit die größten Dummheiten begangen werden, so auch hier. Die Türkei warf sich England an den Hals. Und der herrlichen türkischen Bitte schickte sich England nicht widersehen; so wurde Solum verschluckt. Den Preis kennt man noch nicht. Und was sagt Italien zu diesem Handel? Die Kerle sind während über die englische Sinterlist, die ihnen, sollten sie in Tripolis Sieger bleiben, die Türen gründlich verarmte. Aber England kennt seine Leute, bei dem nächsten Länderdiebstahl bekommt Italien einen Brocken mit — wofür es zunächst aber erst Samiere stehen muß —, und eitel Freude wird wieder herrschen zwischen Rom und London.

Die politische Leichenschändung,
die von Feinden des gegenwärtigen kaiserlichen Königshaus an den Gräbern der Eltern des Königs Peter von Serbien auf einem Wiener Friedhof verübt wurde, ist der abgelaufene politische Rachakt, den man sich denken kann. Daß es sich nicht um eine gewöhnliche Verübung der Gräueltaten der Fürsten Alexander Karageorgewitsch handelt, geht daraus hervor, daß die in der Gruft befindlichen Juwelen und sonstige kostbaren Gegenstände unberührt blieben und daß die Verbrecher sich damit begnügten, den Schädel von dem Kumpfe der Leiche abzureißen. Schon in den nächsten Wochen sollten die Leichen der Eltern des Königs nach Serbien übergeführt und in der soeben vollendeten prachtvollen Grabstätte in Tapola beigesetzt werden. Auch die Leiche des Vaters der Dynastie der Karageorgewitsch, des „Schwarzen Georg“, der im Jahre 1816 in Semendria ermordet worden ist, wird ohne Kopf in Tapola beigesetzt werden; der Kopf war dem Sultan nach Konstantinopel gesandt worden, wo er auf der Mauer des alten Serails monatlang aufgestellt war, bis er von mitleidigen Christen heimlich gestohlen und an einem unbekannten Ort vergraben wurde.

Der Friede Europas
wird auch im neuen Jahre noch lange gestört bleiben, da die Türken und Araber fest entschlossen sind, den Krieg fortzusetzen. Der preussische Generalfeldmarschall v. der Goltz veröffentlichte darüber in der Wiener N. Fr. einen hochinteressanten Artikel, der gleichzeitig ein Schreiben des früheren Berliner Militärattachés und jetzigen türkischen Heerführers in der Gynemala, Enver Pascha, mitteilt. Es heißt darin: Zwischen Türken und Arabern herrscht die beste Waffenbrüderschaft und das feste Abkommen, einander nicht zu verlassen. Selbst wenn die Regierung nachgeben wollte, würde ich, des Grobherren Eidam, meinerseits nicht nachgeben und diese Araber mit ihren reinen, und ehrlichen Herzen niemals verlassen. Schreibt Enver Pascha. Nachdem wir sie zum Kriege aufgerufen haben, dürfen wir nicht dulden, daß sie — ohne uns — dem Feinde erliegen. Dieser Umstand, so bemerkt Freiherr von der Goltz dazu, macht auf eine erst im Laufe des Kampfes emporgewachsene Schwierigkeit aufmerksam, die sich in Bezug auf seine Beendigung fühlbar machen wird. Die türkische Regierung hat keinen Anlaß zur Nachgiebigkeit, sie kann jetzt auch schwerlich nachgeben, ohne das ganze Werk der Regeneration des Reiches und des Ausgleichs mit den Arabern aufs Spiel zu setzen. Wollte sie es, so würde damit der Krieg nicht beendet sein. Die Araber, durch türkischen Zuspruch unterstützt, würden ihn auf eigene Faust fortsetzen. Der Einfluß der Regierung in Konstantinopel wäre voraussichtlich nicht stark genug, sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen.

Neue Quittungskarten und neue Versicherungsmarken

werden vom 1. Januar 1912 ab zur Ausgabe gelangen. Quittungskarten alten Musters werden nach diesem Zeitpunkte nicht mehr ausgegeben, die vorher ausgefertigten Quittungskarten sind nur für eine versicherungspflichtige Tätigkeit oder eine freiwillige Versicherung nach dem 1. Januar 1912 zu verwenden. Mit diesem Zeitpunkte tritt erst die Hinterbliebenenversicherung hinzu, zu deren Befreiung die neuen Marken in ihrem Werte erhöht sind. Für eine versicherungspflichtige Tätigkeit vor dem 1. Januar 1912 sind auch nach diesem Zeitpunkte die bisherigen Marken zu verwenden. Das muß 3. B. geschehen, wenn für eine solche Tätigkeit vor dem 1. Januar der Lohn erst nachher gezahlt wird, und namentlich bei der Lohnzahlung die Markenverwendung erfolgt. Die alten Marken werden deshalb auch noch bis zum 30. Juni 1912 von allen Postanstalten verkauft, nach diesem Tage sind sie nur noch von der Landesversicherungsanstalt zu beziehen. Es ist dringend anzuraten, daß alle Arbeitgeber und Versicherten, insbesondere auch die freiwillig sich versicherten Personen bis zum 31. Dezember d. Js. in allen Fällen die Markenverwendung in alten Marken erledigen, sobald sie von da ab dann nur die neuen Marken zu benutzen hätten.

Auf einige Neuerungen an den Karten und Marken mag noch hingewiesen werden: Eine Verlängerung der Gültigkeit der Quittungskarten und eine Anerkennung ihrer fortwährenden Gültigkeit findet nicht mehr statt. Wer die Karte nicht binnen zwei Jahren nach dem Tage der Ausstellung umtauscht, muß im Streitfalle beweisen, daß die Anwartschaft erhalten ist. Neu ist, daß die Karten zunächst auf der linken inneren Seite von oben links nach rechts, dann erst auf der rechten ebenso zu bekleben sind. Der Bordruck für die Aufrechnung ist zur Aufnahme auch von Zulassungen eingerichtet. Die Marken haben einen anderen Wert erhalten und geben in der Zeichnung ein anderes Bild, ihre Grundfarbe ist für die einzelnen Lohnklassen dieselbe geblieben; hinzugekommen ist die violette Zulassungs- (für freiwillige Zulassungsverpflichtung) in der doppelten Größe einer Einmodenmarke. Der Wertunterschied zwischen den Marken der einzelnen Lohnklassen beträgt jedesmal 8 Pfennig.

Eine Marke 1. Lohnklasse ist rot und kostet 16 Pf. (bisch. 14) der 2. Lohnklasse ist blau und kostet 24 Pf. (bisch. 20) der 3. Lohnklasse ist grün und kostet 32 Pf. (bisch. 24) der 4. Lohnklasse ist rotbraun und kostet 40 Pf. (bisch. 30) der 5. Lohnklasse ist gelb und kostet 48 Pf. (bisch. 36). Die Zulassungs- ist violett und kostet 1 Mark.

Arbeitgeber und Versicherte, die Beitragsmarken oder Zulassungen in die Quittungskarte einkleben, sind zum Entwerfen sämtlicher Marken verpflichtet. Die Entwertung geschieht dadurch, daß auf die einzelnen Beitragsmarken der letzte Tag desjenigen Zeitraums in Zahlen handschriftlich oder durch Stempel gesetzt wird, für welche die Marke gilt, auf Zulassungen der Tag, an dem die Marken in die Quittungskarte eingeklebt wird (z. B. 14. 1. 12. = 14. Januar 1912). Unterlassene Entwertung kann mit Strafen bis zu 20 Mark belegt werden.

Eine zweite Katastrophe in Berlin,

über 50 Tote unter den Ärmsten der Armen.

Hoch oben im Norden Berlins, in der Froßelstraße, liegt das städtische Asyl für Obdachlose, welches täglich mehreren Tausenden freies Nachtquartier gibt; es sind die Ärmsten der Armen unter den Armen Berlins, die meist dem Alkoholteufel rettungslos verfallen sind. Im „Hotel zur Palme“, wie das Asyl im Volksmunde heißt, bekommen diese abgerissenen armen Teufel, die oft Leute aus ganz Europa und mit einer glänzenden Vergangenheit unter sich sehen, auch noch Brot und Suppe. Bevor sie das Quartier aufsuchen, verlorren sie sich noch mit anderen Nahrungsmitteln, und so geschah es auch am zweiten Feiertage, wo viele von ihnen Fische — darunter Bücklinge und Flundern, 4 Stück für 10 Pf. — von Händlern gekauft hatten. Einzelne Personen hatten sich auch Abfälle in den Markthallen aufgelockt. Man kann sich denken, welche verdorbenen Sachen da verzehrt waren. Nachts kam dann auch die Katastrophe. Gegen 2 Uhr hörten die in den Gängen patrouillierenden Wärter, die die Schlafsäle zu revidieren hatten, aus verschiedenen dieser Säle lautes Schreien dringen. Man öffnete die Saaltüren und fand im ganzen einige 20 Männer, die sich in heftigen Krämpfen wanden. Nach wurden Verzte geholt und die Erkrankten nach den nächsten Spitalen gebracht. Es starben 15 Personen, ohne daß die Verzte helfend eingreifen konnten; während drei sich noch mehrere Stunden quälten.

Die Erkrankungen haben im Laufe des Tages weitere Opfer gefordert und es ist vorläufig ein Ende noch nicht abzusehen, da bis Mitternacht eine Anzahl weiterer Todesfälle gemeldet wurde. Bis gegen 1 Uhr nachts waren insgesamt gegen 70 schwere Vergiftungen gemeldet, die 36 Todesopfer gefordert hatten. Mehrere Erkrankte liegen noch im Sterben. Man befürchtet, daß noch mehr Personen erkrankt sind, die sich vielleicht erst später melden, oder auf der Straße zusammengebrochen und in verschiedene Krankenhäuser geschafft worden sind. Die Erhebungen darüber sind im Gange.

Wenn auch nach dem bisherigen ärztlichen Befund anzunehmen ist, daß Vergiftung infolge Genußes von verdorbenen geräucherten Fischen vorliegt — auch die später Erkrankten gaben an, daß sie Bücklinge genossen hatten — so sind doch auf Anraten des Untstabsarztes alle Maßnahmen getroffen worden, um einer etwa möglichen weiteren Ausbreitung zu begegnen. Niemand, der die Anstalt betritt, darf sie wieder verlassen, auch das gesamte Personal vom Oberinspektor bis zum letzten Angestellten, sowie die drei in der Anstalt befindlichen Verzte dürfen diese bis auf weiteres verlassen. Ein Schutzmännchen ist vor der Anstalt aufgestellt. Mänschen Personen einen der Verzte oder Angestellten zu sprechen, so dürfen sie nur bis vor das Gitter treten. Die Verbindung mit der Außenwelt wird durch die Hörnerklappe aufrecht erhalten.

Vergiftungen durch Fische kommen leider nicht selten von Bakterien, die im Blut der Fische leben; sie produzieren häufig schwere Gifte. Oft treten bei den Fischen solche bakteriellen Erkrankungen epidemisch auf, und die Gefahren, die solche infizierten Fische dem Menschen bringen können, sind umso größer, da die entwicklungsfähigen Fische häufig nicht einmal durch Kochen zerstört werden können. In dem hier vorliegenden Fall muß zugleich das fischförmlich außerordentlich schlecht gewesen sein. Auch nach dem Genuß von verdorbenen Schlei, Stint, ja sogar Hering sind bereits schwere Vergiftungserscheinungen beobachtet worden.

Der Fall ist eine besondere Ausnahme, aber auch dies Vorkommen gibt zu Bedenken Anlaß. Er illustriert drastisch das bekannte Wort: „In Berlin wird alles gegessen.“ Traurig ist es, daß das Elend so weit geht, daß Menschen so tief sinken.

Berlin, 28. Dez. Die Fischvergiftungen im Asyl für Obdachlose fordern weitere Opfer. Bis 10 Uhr nachts waren 50 Erkrankungen zu verzeichnen, von denen 30 zum Tode geführt haben. Einige weitere Personen liegen fast hoffnungslos darnieder. Es treten fortgesetzt neue Erkrankungen auf. Die Obduktion einer Leiche hat mit Sicherheit Fischvergiftung ergeben. Bis gegen 1 Uhr nachts waren 70 Erkrankungen bekannt, von denen 36 tödlich verlaufen sind. — Große Wahrscheinlichkeit dürfte es für sich haben, daß mehrere Missetaten die Zentralmarkthalle am Alexanderplatz besucht hatten, um sich dort von dem Reichtumshausen verdorbene Bücklinge, die von den Händlern zur Befreiung bestimmt waren, anzusehen. Sie begaben sich dann in die Schantwirtschaft in der Gegend des Asyls und verkauften anderen Leidensgefährten für einen Schnaps oder dergleichen jene Fische, die dann wieder mit anderen Kollegen geteilt wurden.

Berlin, 28. Dez. 1 Uhr mittags. Nach den angestellten Ermittlungen sind in den Krankenhäusern beim Verband für erste Hilfe und im Asyl für Obdachlose sind nunmehr von über 100 Erkrankungen etwa 50 tödlich verlaufen. Die genaue Zahl anzugeben, ist ganz unmöglich, da fortgesetzt neue Krankheitsfälle gemeldet werden.

Eine amtliche Propaganda für den Ruß.

Seit Jahren bemühen sich in Amerika Fanatiker der Bazillenkur um die Ausrottung des Rußes, malen den jungen Lieben mit düsteren Farben die schrecklichen Folgen aus, die ein Ruß nach sich ziehen kann, da mit der Berührung gefährliche Bazillen übertragen werden könnten. Und in dieser wunderlichen Kampagne stehen amerikanische Gelehrte und Verzte in vorderster Reihe und werden nicht müde, zu versichern, daß selbst ein Ruß in Ehren langes Siechtum und den Tod nach sich ziehen könne. In den letzten Monaten ist diese Propaganda mit so wilder Begeisterung geführt worden, daß das amerikanische Gesundheitsamt sich veranlaßt sieht, dieser Ketten Beunruhigung des Volksempfindens entgegen zu treten. In England und Amerika schmäht man bekanntlich zur Weihnachtszeit die Händler mit Mispelzweigen, tauscht man stattdessen den Weihnachtsfuß, alter Brauch will es, daß jedes junge Mädchen unter dem Mispelzweig keinen Ruß verweigern und über keinen geraubten Ruß jähren kann. In diesem Jahre nun sind ostentativ alle Räume und Büros des Gesundheitsamtes in Washington mit Mispelzweigen behängt, um zu zeigen, daß selbst die fachkundigen Herren der höchsten hygienischen Instanz den Ruß amtlich befürworten. Der Leiter des chemischen Untersuchungsamtes, Dr. Wilen, hat sich den größten Mispelzweig für sein Amtszimmer ausgesuchen, und erklärt, daß diese amtliche Propaganda für den Ruß dazu dienen solle, den Bestrebungen der Anhänger der Bazillenkur entgegen zu treten. „Die Interessen nationalen Glüdes machen es notwendig, dem Treiben jener Jünger schrankenloser Bazillenangst entgegen zu treten, die den Ruß und mit ihm eine unserer schönsten alten Weihnachtsitten abschaffen wollen.“

Der Sturm im Luftschiff-Lager vor Tripolis.

Die entseffelten Elementargewalten, die am Samstag als furchtbarer Inflation in der Umgebung von Tripolis wüteten, haben den Italienern einen schweren Verlust zugefügt: das mit vieler Mühe errichtete Luftschiff-Lager bei Tripolis mit allen seinen Baracken und Ballonhallen, dem die Italiener so wesentl. Erfolge verdanken, wurde von der Windströmung entführt und zerstört, und zwei Garmanische Eindecker zerstört. Den größten Teil des Lagers über herrschte prächtiges Wetter, das dann mit überaus heftiger Stürme verwandelte. Dem plötzlichen Ansturm des Inflations gegenüber waren die Soldaten machtlos, und zähneknirschend mußten sie mit ansehen, wie das Werk wochenlang mühsamer Arbeit im Handumdrehen von d. Elementen vernichtet wurde. Die hohen Arkaden der Halle begannen zu zittern, und die Leinwand der Umhüllung blähte sich wie ein Segel im Winde. Es wäre vielleicht ein Glück gewesen, wenn der Zellstoff geplatzt wäre, aber das Material war neu und dauerhaft und hielt stand. Die Folge war, daß der Wind mit furchtbarem Getöse den ersten Bogen niederbrachte, die sich dadurch in der Leinwand tiefende Höhlung bei dem Stürme eine sichere Handhabe, und im nächsten Augenblick waren die stählernen Pfeiler trumm gedrückt, gepreßt, wurden aus der Erde gerissen und fortgeschleudert. Nicht besser erging es den Flugmaschinen, von denen der eine völlig vernichtet wurde. Zwei neue Garmanmaschinen waren damit widerstandslos der Wut der Winde preisgegeben und zerstört. Der schlimmste Verlust aber traf die Italiener im Hafen. Hier hatte man den Drachenballon an einem abgetakelten türkischen Schiffe festgemacht. Der Sturm packte den Ballonkörper, zerprengte die haltenden Tragseile wie Zwirnstränge, im nächsten Augenblick stieg das entseffelte Luftschiff empor und wurde von dem heulenden Orkan landeinwärts fortgerissen. Am nächsten Tage fand man hinter der Dole in der Nähe von Henni die zerstörten traurigen Reste der Ballonhülle.

Weihnachten unter der Erde.

Obgleich auf der Zeche Teutoburgia in Bönning bei Castrup während der drei Feiertage Tag und Nacht rastlos an der Bergung der Vergleite gearbeitet wurde, die dort am Samstag durch eine Schlagwetter-Explosion unter Gesteinsmassen verschüttet worden sind, war die Bergung bisher nicht möglich. Von den sechs bei dem Unglück zu Tode gekommenen Leuten waren fünf verheiratet; sie hinterlassen außer den trauernden Witwen 20 Kinder. — Von anderer Seite wird über den Fall noch berichtet: Ueber das folgenschwere Unglück auf der bei Bönning gelegenen Zeche Teutoburgia, das sich in der Nacht zum Samstag ereignete und so betrübend die frühe Weihnachtszeit bedauerte, seien in Veranlassung der ersten Mitteilung spezielle Mitteilungen gegeben, welche von der Zecheverwaltung bereitwillig dem Berichterstatter der „Dorm. Ztg.“ zur Verfügung gestellt wurden. Das Grubenunglück kündigte sich durch einen gewaltigen, donnerähnlichen Knall und durch eine heftige Erschütterung an. Die näheren Umstände ließen keinen Zweifel darüber, daß in irgend einem Betriebspunkt tief unten in der Zeche eine Schlagwetterexplosion stattgefunden hatte, die, wie ich später herausstellte, von schrecklicher Wirkung gewesen war. Unter Leitung des Betriebsführers Kellermann begab sich so rasch wie möglich eine Abteilung von Rettungsmannschaften unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßnahmen in das Bergwerk und eilte auf der zweiten Sohle in den südlichen Querschlag als den Ort des Unglücks. Zuerst stießen die mutigen Retter in der noch freien Stätte auf zwei Tote, welche in den Nachschwaden erstarrt waren, und dann auf drei Verletzte. Den beiden Schwerverletzten wurden Notverbände angelegt und sie mit dem nur leichtverletzten und den zwei toten Kameraden zutage gefördert, von wo die Schwerverletzten nach Herne ins Krankenhaus gebracht wurden. Beim weiteren Vordringen der Rettungsmannschaften zeigte es sich, daß durch die furchtbare Gewalt der Explosion die ganze Betriebsstelle zu Bruch gegangen und daß es unmöglich war, die durch die Gesteinsmassen verschütteten Leute, vier an der Zahl, welche ohne Zweifel sofort den Tod gefunden hatten, noch in der Nacht zu erreichen. Auch am zweiten Weihnachtstage ist man trotz angestrengtester fortgesetzter Arbeit, wobei mit größter Vorsicht vorgegangen ist, da sich das Hangende in Bewegung befindet, noch nicht zu den Verschütteten gelangt. Doch ist gestern und heute ein großer Bruch gehoben worden und gehen daher die Aufräumarbeiten jetzt schneller von statten.

Wo waren die vier Vermissten, die am Herbe der Explosion weilen? In einem Bericht darüber heißt es: Ein Stein im Gewicht von etwa 70 Zentnern hatte sich gelöst und jeden Zugang zur Unglücksstelle gesperrt. Der Rost hatte den Arbeitsort vollständig zu Brüche gehen lassen und den vier genannten Knappen unter den ungeheuren Schuttmassen ein plötzliches Grab bereitet. Die Verschütteten zu erreichen, war unmöglich, man arbeitete Tag und Nacht, aber die Leichen zu bergen, darüber wird das neue Jahr ins Land gehen. Gesund und munter waren sie mittags mit einem frohen Glasauf in die Tiefe gefahren, im Stillen schon Vorbereitungen für das Christfest treffend. Und wenige Stunden später war das Leben für sie erloschen. Einer derselben wollte zu Weihnachten Verlobung feiern.

Die beiden Toten, Kasienbe und Johann Kavalowksi, die man gleich nach der Katastrophe fand, wurden bereits zu Grabe geleitet. Der eine wurde in Castrup, der andere in Södingen beigesetzt. Zwei Vereine und ein großes Trauergesolge begleiteten den blumengeschmückten Sarg zum Friedhof, der durch einen feinen Regenschauer Grau in Grau gehüllt war — das rechte Totenwetter.

Was die Ursache des Unglücks angeht, lassen sich darüber bestimmte Feststellungen nicht treffen. Man muß zunächst die Leichen bergen, eine Arbeit, die Tag und Nacht betrieben wird. Man vermutet eine Explosion schlagender Wetter, vor der kein Bergwerk trotz aller Vorsichtsmaßnahmen sicher ist.

Die Zeche hat eine Tiefe von 325 Meter, ihre Belegung zählt 720 Mann und die Förderung stellt sich oft auf 850 Tonnen pro Tag.

Der chinesische Hauptmann von Köpenick.

Die revolutionären Kämpfe im Reich der Mitte haben nun auch einen berühmten chinesischen Briganten dazu angezogen, seinen Mitbürgern und Landsleuten einen Streich zu spielen, bei dem der berühmte Hauptmann von Köpenick Vate gestanden zu haben scheint. Das chinesische Köpenick ist die Stadt Nanking, die nebenbei der Sitz eines freiherrlichen Vereins, der „Selbstverwaltungsgesellschaft“, ist. Eines Morgens erwachte die friedliche Stadt durch kriegerische Klänge, die in der Gegend des Yamen wurde geschossen, und wie ein Lauffeuer ging durch die Straßen das Gerücht, der Führer der Revolutionäre von Wuhu sei mit seiner Leibgarde vor Nanking eingetroffen und habe vor dem Nordtore Halt gemacht, um den Yamen zur Übergabe der Stadt aufzufordern. Das Gerücht fand umso mehr Glauben, als am Tage vorher der Stadt Wuhu sich den Revolutionären ergeben

hatte. Bald erschien auch der Führer der Revolutionäre mit einer Horde von Anhängern, aber das wunderliche Gebahren dieses freiherrlichen Feldherrn und seiner Kämpen erweckte bei dem Bürgermeister Verdacht, und man forderte das Begegnungsschreiben des kriegerischen Herrn. Als Antwort ließ der Rebellenführer seine Leibgarde auf die Volksmenge feuern, 16 Leute wurden getötet, und die Menge floh. Darauf zog sich der Feldherr in sein Hauptquartier vor der Stadt zurück, wo riesengroße weiße Banner in roten Schriftzügen verkündeten, daß hier die „republikanische Armee“ des „Generalen“ Kang lagere. Aber der nahe Triumph der revolutionären Sache ließ die Mitglieder der Selbstverwaltungsgesellschaft nicht schlafen, sie vermochten das Mißtrauen des Bürgermeisters nicht zu teilen u. bekräftigten den Stadtgeheimrat, dem „General“ doch sofort die Tore zu öffnen. Mit Mühe und Not gelang es den Europäern, die begeisterten Freunde der Revolution dazu zu überreden, wenigstens bis zum nächsten Morgen zu warten, um zu sehen, ob aus Wuhu nicht weitere Nachrichten eintreffen würden. Am Morgen blieben die Stadttore auf Befehl des Bürgermeisters geschlossen; das Mißtrauen des Stadtoberhauptes war noch verstärkt worden durch die Tatsache, daß eine Bombe, die Kang am vorigen Tage eigenhändig getragen und gegen die Stadt geschleudert hatte, sich bei näherer Untersuchung als eine bemalte Tontafel erwies. Aber diese kleinliche Bedächtigkeit wurde schließlich von der begeisterten Selbstverwaltungsgesellschaft über den Haufen gerannt, die Mitglieder des Vereins übernahmen es, auf eigene Faust dem General die Tore zu öffnen, eine Deputation schritt dem „Befreier“ entgegen, und die reichen Bürger stifteten ein paar tausend Mark für die „republikanische Armee“. Man erwachte erst aus dem süßen Traum, als „General“ Kang plötzlich die Stadttore mit Beschlag belegte, und als man sah, daß seine Armee aus den bekanntesten Räubern und Dieben des Landes sich zusammenstellte. Das Eintreffen der echten republikanischen Truppen klärte dann die Situation. Generalleutnant Kang und sein Heer luden schleunigst das Weite, und die Zeche bezahlten zwei Führer der Selbstverwaltungsgesellschaft: die beiden Opfer ihrer Leichtgläubigkeit wurden kurzweg getötet.

Allerlei.

Kampf mit Einbrechern in einem Pfarrhause. Nach einer Kölner Meldung wurde ein Einbruch in der Kirche in Krefeld verübt. Die Verbrechen drangen, nachdem sie in der Kirche statt gefunden hatten, in das Pfarrhaus. Als der greise Pfarrer erwachte, verfluchten sie ihn zu erwürgen. Durch den Kampf wurde ein Nefte des Pfarrers nach, der dem alten Herrn zu Hilfe eilte. Die Einbrecher flohen und entkamen unerkannt.

Lebensmüdigkeit zu Weihnachten. Auch solche Fälle sind zu verzeichnen. Der Berliner Polizeibericht meldet, daß ein 82-jähriger Greis wegen langen Siechtums den Tod durch Erhängen suchte und fand. Ein 50-jähriger Metallarbeiter erhängte sich auf offener Straße aus demselben Grunde, ein Polizeiwachmeister sprang ebenfalls von einer Brücke ins Wasser. Eine junge Frau vergiftete sich wegen Unreue ihres Mannes, und ein Knecht stürzte sich aus dem obersten Stock seiner Kaserne auf Pfaster wegen Furcht vor Strafe. Ebenfalls hat es an blutigen Taten aus Eiferjucht, aus unerwiderter Liebe, um Geld zu rauben, nicht gefehlt. In Brodwin bei Neuwort hat sich am ersten Weihnachtstage ein Fall von Lynchjustiz zugetragen, wie er in den Nordstaaten Amerikas fast Jahrzehnte nicht mehr vorgekommen ist. Ein Regier, der eine weiße Frau getötet hatte, wurde von der aufgeregten Menge ergriffen und an den nächsten Laternenpfahl gehängt. Der Leichnam wurde dann mit Petroleum übergossen und angezündet. Die wenigen Polizisten, die zur Stelle waren, konnten gegen die aufgeregte Volksmenge nichts ausrichten.

Lehrer als Reiseunternehmer. Die preussische Regierung hat nach Berliner Zeitungen angeordnet, daß sie nicht wünscht, wenn Lehrer als Veranstalter von Gesellschaftsreisen auftreten. „Zu einer derartigen, als gewinnbringend anzusehenden Nebenbeschäftigung ist, wie bei ähnlichen Fällen, stets unsere Genehmigung vorher einzuholen. Wir erlauben die Herren Kreisschulinspektoren, die Lehrer nachdrücklich darauf hinzuweisen.“

Wer kann richtig raten? Eine Berliner Zeitung setzte heute eine Summe von 2500 Mark zu Preisen für diejenigen ihrer Leser aus, welche das Resultat der Reichstagswahlen vom 12. Januar am besten voraussagen können. Das gleiche Blatt hat dies Ausschreiben schon für die Wahlen von 1907 veröffentlicht, aber diesmal erhielt niemand einen Preis, weil keiner von den Wahlpropheten auf den Gedanken gekommen war, daß die Sozialdemokratie mehrere Duzend Mandate verlieren könnte, wie es damals geschehen ist. Auch diesmal kann es bei den Abstimmungsverhältnissen Resultate geben, die an den bekannten Spruch erinnern, daß man Wahlen, Wetter und Krieg abwarten, aber nicht prophezeien soll.

Berliner Mietskasernen. In einem Hause der Königsbergerstraße befinden sich 129 Wohnungen mit 560 Einwohnern, in einem Hause in der Adlerstraße 216 Wohnungen mit 688 Mietern. Den Rekord schlägt ein Haus in der Südfriedstraße, in welchem sich 241 Wohnungen mit 972 Einwohnern befinden.

Ein Liebesdrama spielte sich in der Wohnung eines Berliner Geistlichen ab. Dort hatte sich ein Handlungsgehilfe lange bedrückt vor den Augen der Tochter des Pfarrers erschossen, weil sie seine Heiratsanträge zurückgewiesen hatte.

Spiionageverdacht erschienen in Swinemünde 2 Herren, die sich am Hafen in auffälliger Weise für militärische Angelegenheiten interessierten. Das erschien so seltsam, daß eine polizeiliche Sichtung erfolgte. Es wurde eine Untersuchung vorgenommen, wobei sich herausstellte, daß die beiden Herren geborene Oesterreicher sind. Der eine ist Ingenieur, der andere Architekt; beide wohnen in Berlin. Da sich nichts Verdächtiges fand, erfolgte ihre Freilassung. Die Angelegenheit läßt den Rat geben, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die einen nichts angehen.

Unvernunft beim Trinken ist der Ursache für den Tod von Personen in Leipzig gewesen, die einem starken Weinachtspunsch zu sehr zugeprohnen hatten. Ein Destillateur hatte zu dem Trunk verdünnten Spiritus von 96 Grad verwendet, und diesem mehr wie aperten Stoff war so lange zugeprohnen, bis kein Tropfen übrig war. Der Galtgeber wie seine Gäste sind den Folgen dieser Anekdote erlegen, die eine Warnung für den Solbester bedeutet.

Generalkaassanwalt Dr. Isenbiel ist in Obernig bei Breslau gestorben. Dr. Isenbiel, der lange Jahre Oberstaatsanwalt am Landgericht I in Berlin war, war der Vertreter der Unlagebehörde in einer Reihe von Sensationsprozessen. Er wurde in weiten Kreisen bekannt durch die Vertretung im „Kaiserinsepprozess“ und im „Harmlosenprozess“. Sein letzter großer Prozeß war der „Meineidsprozess“ gegen den Fürsten Eulenburg. Bald nachher wurde er, wie man vermutet, infolge der Anstrengungen und Aufregungen dieses Sensationsprozesses von einer schweren geistigen Depression befallen, die ihn zwang, sein Amt niederzulegen.

Hochwasser wird zum Ausgang des trodenen Jahres aus West- und Süddeutschland angekündigt. Alle Flüsse sind wiederum gestiegen und haben mancherlei Schäden angerichtet. Menschenleben sind zum Glück nicht gefährdet.

Stoffeuer. In dem Anwesen des Landwirts Fischer in Honfingen bei Rempten brach abends Feuer aus. Bei dem

herrschenden Sturm sind 15 Anwesen und mehrere Scheunen niedergebrannt. Bares Geld, sämtliches Hausinventar, landwirtschaftliche Maschinen, Futtermittel und mehrere Stück Vieh sind mitverbrannt. Der brennende Kirchthurm wurde rechtzeitig gelöscht. Landsberger Militär ist zur Hilfeleistung eingetroffen.

Eine schwere Bluttat ereignete sich in Schnapach. Dort konzertierte in einem Bierlokal eine vier Mann starke Tirolergruppe. Einige Friedrichsthaler Burgen, darunter der 25 Jahre alte Glasmacher Wilhelm Weil, nahmen an den Darbietungen der Truppe Anteil und sangen mehrere Lieder mit, was insbesondere von der Truppe störend empfunden wurde. Es entstand ein Disput, in dessen Verlauf Weil zur Türe hinausgedrängt wurde. Dort zog er eine Pistole und feuerte aus derselben acht scharfe Schüsse ab. Einem Mitglied der Truppe wurde der Schädel zertrümmert und beide Beine durchgeschossen. Der Mann wurde in das Bürgerhospital nach St. Ingbert gebracht, erlag aber, kaum dort angekommen, seinen schweren Verletzungen. Einem anderen Mitgliede der Truppe schoß Weil zwei Kugeln in den Arm. Der Zustand des Mannes ist nicht lebensgefährlich, doch sind seine Verletzungen schwerer Natur. Der dritte Verletzte, ebenfalls ein Mitglied der Truppe, konnte sich in eine Klinik nach Saarbrücken begeben. Der Täter wurde verhaftet.

Einen Behälter mit Radium für 50000 Mk. verloren. Ein Angestellter der Radium-Gesellschaft in Paris verlor in der Untergrundbahn einen Behälter mit Radium im Werte von 50000 Mark.

Gefährlicher Reichtum. Kürzlich wurde ein gewisser Vinchon auf der Eisenbahnfahrt nach Turdes unweit der Stadt Bau wahnsinnig und schleuderte seine Brieftasche, in der sich eine Viertelmillion Franks befand, aus dem Abteilfenster. Die Brieftasche wurde später von einem Landwirt gefunden und der Polizei übergeben. Vinchon aber kam in ärztliche Behandlung. Als man ihn als geheilt entließ, überreichte man ihm wieder seinen Reichtum. Raum hatte er aber die Brieftasche mit der Viertelmillion Franks in Händen, als er neuerdings einen Wahnsinnsanfall erlitt und wieder in irrenärztliche Behandlung genommen werden mußte.

Grubenunglück in England. In der Croh-Telenprude zu Wigan in Lancashire wurden heute die Arbeiter durch das plötzliche Eindringen einer Wasserflut eingeschlossen. Ein 8 Fuß breiter und 4 Fuß tiefer Wasserstrom ergoß sich plötzlich in den Hauptschacht, als 87 Mann unten arbeiteten. Zwanzig von ihnen gelang es, den Ausgang zu erreichen. Der Rest wurde von der Gewalt des Wassers fortgeschwemmt. Rettungsdreier drangen in den Schacht ein, nachdem man den einbrechenden Flut Halt geboten hatte, und brachten glücklich alle Eingeschlossenen bis auf zwölf Mann wohlbehalten an die Oberfläche. Die zwölf befinden sich in größter Gefahr; einer von ihnen soll bereits tot sein. Man ist fieberhaft bemüht, die bedrohten Leute zu retten.

Verbrecherischer Anschlag. Auf der Piemontese Linie Miti-Chiasio, die gegenwärtig gebaut wird, ereignete sich, von verbrecherischer Hand vorbereitet, eine Explosion, bei der 4 Personen getötet und 15 verwundet wurden. Alle Leute befanden sich in der Barade der teilsinnigen Bauunternehmer. Die Urheber des Anschlags sind unbekannt.

Bei Simbirsk in Rußland brannten Bayern das Wirtschaftsgebäude des Gutes vom Grafen Raffin nieder, weil er die Hergabe von Stroh zur Fütterung des hungrigen Viehs verweigerte.

Untergegangen. In den Weihnachtsfeiertagen ist auch der Dampfer „Chios“ von der deutschen Levante Linie im Golf von Biscaya ein Opfer der Stürme geworden. 27 Mann sind ertrunken.

Durch den Zusammenprall von zwei Straßenbahnwagen in München sind elf Personen verletzt worden, fünf davon schwer. Ein Wagen wurde vollständig zertrümmert.

In einem Bergwerk bei Wigan in England wurden 87 Verletzte durch einen Wassereinbruch eingeschlossen; 72 davon konnten gerettet werden, während bei den übrigen 15 die Rettungsarbeiten bisher erfolglos waren.

Soziales.

Das Weihnachtsfest ist vorüber. Es hat denen, die nicht durch einen gewerblichen Beruf gefesselt waren, mit dem Sonntag des heiligen Abends diesmal viel Ruhe gebracht. In mancherlei Betrieben, welche die Baue gestatten, wird auch gleich bis Neujahr die Baue ausgesetzt. Der Geschäftsverkehr am Sonntag dürfte alle Wünsche, die bisher noch nicht befriedigt waren, erfüllt haben, und die Bescherung stand auch wohl trotz der teuren Zeit nicht zu sehr von den früheren Jahren ab. Groß war der Jubel der Kinder, herzlich die Freude der Erwachsenen. Die Witterung, die wohl teilweise verschiedentlich hellen Sonnenschein brachte, hatte im großen und ganzen doch den Charakter von Vorfrühlingsstagen, die Riederschläge machten alle Hoffnungen auf Wintersturm zu Wasser. Sehr stark ist der Reiseverkehr gewesen; da die Woche nun doch einmal stark „angebrochen“ war, sind viele, denen Zeit und Geld nicht mangelte, gleich bis zum neuen Jahre zu Besuch verreist. Die Postpaketendungen waren so enorm, daß Störungen beim besten Willen nicht immer zu vermeiden waren. Ist manches Angebinde also wohl erst in den Feiertagen eingegangen, statt zu den Feiertagen, es war doch schließlich da. Auf dem Postpaketamt in Berlin war der tägliche Verkehr bis auf über 100 000 Stück gestiegen, an 600 Wagen waren im Betriebe.

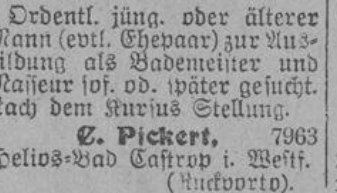
Eine Schwindlerin engros

wurde von der Berliner Kriminalpolizei festgenommen. Es handelt sich um eine 35 Jahre Frau, die schon wiederholt vorbestraft ist. Sie machte sich bei Verhörung einer Strafe an eine Mitgefängene heran, besuchte diese nach ihrer Entlassung und teilte ihr mit, daß sie Beschäftigung für sie habe. Sie habe eine Garderobe zu vermieten und könne diese nur jemandem geben, der eine Kaution von 200 Mk. stelle. Die Frau schenkte ihrer früheren Mitgefängenen volles Vertrauen, ging darauf ein und wurde natürlich ihr Geld los. Sodann machte sich die Gaunerin an eine Dame heran, die Beschäftigung suchte, schwindelte ihr vor, daß sie in Heringsdorf eine Pension bestze und für diese eine Hausdame suche. Diese Stellung nahm die Dame an und stellte auch die Bürgschaft. Bald darauf fuhr sie nach Heringsdorf, kehrte aber enttäuscht zurück, da sie vergeblich nach der Pension gesucht hatte. Zu Hause fand sie eine zweite Webertrachtung; die einstweilen zurückgelassenen Sachen hatte die Gaunerin durchsucht und außer mehreren Gegenständen ein Spartassenbuch über 800 Mk. mitgenommen und das Geld sofort abgehoben. Bald darauf lernte sie ein Ehepaar kennen, das gern ein Kind gehabt hätte. Diesen schwindelte sie vor, daß sie eines zu vergeben habe, und nannte ein Dienstmädchen in Berlin, das ein Kind verschleppen wolle. Als die Leute nach Berlin fuhren, um das Mädchen aufzusuchen, ergab sich, daß dieses niemals Mutter gewesen. Dieser letzte Schwindel führte zu ihrer Verhaftung.

Eugen Schaeffer, Grünstr. 27, Elberfeld

J. Gelb, Schuh-Export, Neu-Sandez **Nr. 388**
Umtausch gestattet, auch Geld retour.

Bei Husten, Asthma, +
 Atemnot, Bronchialkatarrh, überhaupt bei Katarrhen der Atmungsorgane, Verkehlennung, Nachtschweiß, Influenza, Schlaflosigkeit, Kraken im Halse, Erstickung u. s. w. hat schnell und sicher, oft schon über Nacht, mit wunderbarem Erfolge **Pohl's Spezial-Methode** (Bestand: Ziber'sche Kräuter, Karmeliter-Tropfen, Wachholder-Bonbons) gemirkt. Garantiert unerschütterlich. Zahlreiche Dankschreiben. Alles zur Kur erforderlich! **Pr. 5.—** Nachnahmepfeifen extra. Nur echt bei **Georg Pohl!**
 Berlin, Hohenhaufenstraße 69. 41



Gratis 1 Doze ff. Taceß für 50 Reese Gutscheine.

Edelweiß-Decker in Deutsch-Wartenberg

ibsch. Nebenverdienst
det tücht. Mann durch eine
ue Fabrikation im Hause
ne besondere Anlage. [7508
skunft erteilt D. W. Hilde-
and, Cassel 85.

Zweites Blatt zu Nr. 52.

Ueber eine Unterhaltung

mit Bismarck und Noen plaudert der französische Oberstabsarzt Cernidi in der literarischen Beilage des „Gaulois“: „Die Verteilung der Kriegsbekanntmachung von 1870-71“, so schreibt er, „führt denen, welche an diesem Krieg teilgenommen haben, noch einmal die verschiedenen weltgeschichtlichen Ereignisse des schlimmen Jahres vor Augen. Ich habe den Gedächtnis des Jahres von Beginn der Feindseligkeiten bis zu den letzten Kanonenschüssen von Chanzons Armee mitgegeben. Eine größere Bedeutung als alle diese Kriegsgeschichte und alle diese mörderischen Schlachten hatte für mich persönlich ein Vorfall, der mir, solange ich leben werde, nicht aus dem Gedächtnis entschwenden wird: ich hatte am 19. August auf dem Schlachtfeld von Rezonville eine Begegnung mit Bismarck; ich sah einen Bismarck, der so ganz anders war, als der, den wir uns vorzustellen pflegten; einen gefühlvollen, gerührten Bismarck, der bei aller Weisheit herzigeit als Diplomat blieb.“

Ich war als Hilfsarzt bei der Ambulanz der 1. Infanteriedivision (General Berge) des 2. Armeekorps (General Frossard) beschäftigt. Diese Ambulanz machte die Rückzugsbewegung, die der Marschall Bazaine, ohne sich um die auf dem Schlachtfeld zurückgelassenen 6000 Verwundeten zu kümmern, in der Nacht vom 16. auf den 17. August anordnete, nicht mit; sie blieb vielmehr, um die Verwundeten nicht hilflos liegen zu lassen, in der Ortschaft Rezonville zurück; sie war infolgedessen während der Schlacht vom 18. August innerhalb der deutschen Schützlinie, nachdem sie den ganzen 17. hindurch allein und isoliert gewesen war. Die Nacht vom 18. auf den 19. August verbrachte ich in der zum Hospital eingerichteten Kirche von Rezonville. Als ich bei Sonnenanbruch auf die Straße hinaustrat, war ich überrascht von dem Leben und Treiben, das in dem sonst so stillen und einsamen Rezonville herrschte. Ein deutscher Offizier kam auf mich zu und redete mich mit ausgeführter Höflichkeit in französischer Sprache an. Er erzählte mir, daß er mehrere Jahre lang Militärattaché in Paris gewesen sei. Er nannte sich Bülows; ob es der spätere Reichsanwalt war, weiß ich nicht; es ist wahrscheinlich, aber ich will es nicht mit Sicherheit behaupten. Ich erfuhr von ihm, daß der König von Preußen mit seinem Gefolge in Rezonville wäre und gegenüber im Hause des Bürgermeisters wohne; daher der große Verkehr in dem Ort und die vielen Offiziere, über deren Anwesenheit ich mich gewundert hatte. Als ich ihn fragte, wie am Tage vorher die Schlacht ausgefallen wäre, sagte er: das französische Heer hat sich in das verfallene Lager von Metz zurückgezogen; es wird jetzt dort eingeschlossen werden. — „Über das wäre ja das Ende der Feindseligkeiten“, rief ich ungläubig. — „Wahrheitlich“, die Unterhandlungen werden auch sicher bald beginnen. Das ist aber Sache des Mannes, den Sie dort auf der steinernen Bank sitzen sehen. Wissen Sie, wer das ist? — „Nein.“ — „Das ist Graf Bismarck. Wenn Sie wollen, stelle ich Sie ihm vor.“

Der berühmte preussische Ministerpräsident saß vor der Tür eines Bauernhauses und frühstückte. Auf seinen Anruf lag ein Blatt Papier, auf welchem man kaltes Fleisch, Wurst und Brot liegen sah. Auf der Bank neben ihm eine Flasche, aus der er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm. Als er uns kommen sah, unterbrach er seine Mahlzeit und erhob sich in seiner ganzen Größe; er legte die Hand grüßend an seine weiße Krawatte und reichte dann meinem Begleiter mit einem wohlwollenden Lächeln die Hand; Herr von Bülows aber sagte: „Ich habe die Ehre, Eurer Excellenz den Herrn hier, einen französischen Militärarzt, der sich seit vorgestern abend innerhalb unserer Linien befindet, vorzustellen.“ Bismarck verbeugte sich grüßend, worauf ich, mich gleichfalls verbeugend, meinen Namen und meinen Rang angab. Nun entspann sich nachstehende Unterhaltung, die ich noch am Abend desselben Tages in mein Tagebuch eintrug: „Sie wohnen schon zu Beginn Ihrer militärischen Laufbahn einem grauenhaften Kriege bei, mein Herr. Was für ein trauriges Schauspiel! Wieviel Schmerzen und Leiden rings um uns! Nicht sie, nicht diese armen Verwundeten hätte ich hier zu sehen gewünscht, sondern Ihre Senatoren und Deputierten. Sie sollten einmal sehen, was ein Krieg bedeutet. Haben Sie viele Verwundete?“ — „Sehr viele“, erwiderte ich, „und die meisten sind schwer verwundet. Das deutsche Heer hat aber sicher auch viele?“ — „Das will ich meinen.“ — „Mehr als während des Feldzuges von 1866.“ — „Schonmal soviel.“ Es ist bedauerlich, daß Ihre Senatoren und Ihre Abgeordneten nicht hier sind, damit sie sehen könnten, von welcher Art der Krieg ist, den sie gewollt und mit Beifall begrüßt haben.“ — „Das ist allerdings sehr zu bedauern, denn sie würden sicher denselben Eindruck haben und dasselbe Bedauern empfinden, wie Euer Excellenz.“ — „Man glaubt also in der französischen Armee, daß ich den Krieg gewollt habe?“ — Er nahm bei diesen Worten seine Mütze ab

und fuhr fort: Sehen Sie mich einmal an! Mich bedroht der Schlagfluß. Ich möchte ruhig eine Brunnentur und glaube wirklich nicht, daß ich genötigt sein würde, sie zu unterbrechen, um ins Feld zu ziehen.“ Inzwischen war der Geistliche unterer Ambulanz, der Abbe Bolard, näher getreten und stellte ihm er sich in die Unterhaltung mischte, die Frage: „Ja, den Krieg nicht gewollt haben, Herr Graf?“ Darauf erwiderte Bismarck wörtlich: „Herr von Grammont ist ein viel zu feiner Edelmann und ein viel zu guter Jäger, um auch noch ein guter Politiker zu sein. Man hat das alles erforscht, um zum Kriege zu treiben. Man hat uns so in die Enge getrieben, daß wir nicht mehr zurück konnten. Wir hatten schon vor vier Jahren in der Luxemburg-Affäre viel Geduld an den Tag gelegt, und Sie waren damals noch weit weniger kriegsbereit als heute. Man hat bei Ihnen nur eines vergessen: daß wir immer zum Kriege bereit sind, und daß, wenn man uns dazu zwingt, wir den Krieg mit ganzer Schärfe führen. Sie haben da jetzt den Beweis hierfür.“ — „Dabei zeigte er mit einer Handbewegung auf das Schlachtfeld. Wöhlisch aber gab er der Unterhaltung eine Wendung, indem er fragte: „Wissen Sie, wo der Kaiser ist?“ — „Das weiß ich wirklich nicht“, antwortete ich. „Wie oft habe ich mich später nicht gefragt, ob diese Frage nicht der eigentliche Grund der Unterredung war? Bismarck wollte einfach wissen, wo Napoleon war, den er am 19. August noch in Metz glaubte, ein Irrtum, der erst im Laufe des Tages berichtigt wurde.“

Die Unterhaltung schien zu Ende gehen zu wollen, als ein Herr in Generalsuniform dazukam und sich ohne weitere Formalitäten an mich mit der Frage wandte: „Mein Herr! Wissen Sie, ob der Marschall Bazaine hier eine Nacht verbracht hat? Ich hätte dann in seinem Bett geschlafen. Ich bin in einem Hause untergebracht, über dessen Tür geschrieben steht: „Marschall Bazaine.“ — „Ich glaube es nicht“, erwiderte ich. Da wandte sich Bismarck zu uns und sagte: „Seine Excellenz der Feldmarschall von Noen, unser Kriegsminister.“ Der Feldmarschall richtete in deutscher Sprache ein paar Worte an Bismarck und sagte dann, zu mir gewandt: „Mein Herr, Sie wissen also wirklich nicht, wo der Kaiser ist?“ — „Durchaus nicht.“ — „Würden Sie die Güte haben, uns zu den deutschen Verwundeten, die Sie gefunden haben, zu führen? Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür.“ Ich ging sofort mit Bismarck und Noen und noch mehreren anderen Offizieren zu den Orten, an welchen sich die feindlichen Verwundeten befanden. Ich muß der Wahrheit gemäß sagen, daß das Interesse und die Sorge, die der Kriegsminister für alle ohne Ausnahme an den Tag legte, wahrhaft bewundernswert waren. Jedem sagte er etwas Intimes, Persönliches, Persönliches, indem er mit dem einen über seine Heimat, mit dem andern über gute Bekannte plauderte und die Verschiedenheit gab, daß er die Familie benachrichtigen werde. Wir in Frankreich waren nicht gewohnt, unsere Verwundeten durch so innige Worte von so hoher Stelle getröstet zu sehen. Von dieser langen Besichtigung des Schlachtfeldes will ich nur eine Episode berichten, bei der Bismarck sich in ganz neuem Lichte zeigte. In einem Weiler der Kirche von Rezonville gelehnt, sah auf einem Bündchen Stroh ein ganz junger französischer Soldat, namens Rossignol. Eine Granate hatte ihm beide Augen, die Nasenwurzel und die ganze Gegend an den Augenhöhlen weggerissen, so daß der vordere Teil des Gesichts bloßgelegt war. Die entsetzlichen Verletzungen waren durch einen Verband verdeckt. Rossignol war ruhig, still und sah mit ruhender Resignation unbeweglich da. Bismarck blieb stehen: „Was ist mit dem?“ fragte er. Ich schilderte die Verletzung. Der Kaiser schien wirklich erschüttert zu sein: „Das ist der Krieg, meine Herren Senatoren und Volksvertreter!“ sagte er. Dann wandte er sich an einen aus seinem Gefolge mit den Worten: „Lassen Sie mir Wein und ein Glas bringen.“ Er füllte das Glas bis zum Rande, trank einen Schluck daraus, berührte dann sanft die Schulter des armen Märtyrers und sagte: „Lieber Freund, willst Du ein bisschen trinken?“ — „Ich will schon“, erwiderte der Unglückliche, indem er aus seiner Todesstille zu erwachen schien. Nun sah ich, wie Bismarck sich herunterniegte, das Glas vorsichtig an die Lippen des Verwundeten führte und ihn trinken ließ. Dann erhob er sich wieder, trank selbst die letzten Tropfen, die im Glase geblieben waren und sagte: „Wie heißt Du, mein Sohn, und woher bist Du?“ — „Ich heiße Rossignol und bin Breton.“ Der Ministerpräsident ergriff die Hand des Verwundeten und sprach: „Ich bin Bismarck, Kamerad, und ich bin stolz, aus demselben Glase getrunken zu haben, aus dem ein so ein braver Mann wie Du getrunken hat!“ Er machte dann eine Gebärde des Segnens, indem er seine Hand auf den grauenhaft verletzten Kopf legte. Als wir an unseren Ausgangspunkt zurückgekehrt waren, war ich so fühl, zu fragen, ob wir diejenigen Verwundeten, welche nach dem Zeugnis der Ärzte in diesem Kriege die Waffen nicht wieder ergreifen könnten, wegbringen dürften. „Über gewiß doch!“ antworteten beide Minister zugleich. „Sie wol-

len Sie sicher ins Innere Frankreichs bringen?“ fügte Bismarck hinzu. „Nein, nach Metz.“ — „Über die Festung wird ja eingeschlossen werden?“ — „Trotzdem ist es unsere Pflicht, dorthin zurückzuführen.“ — „Gut. Wie kann ich Ihnen sonst nützlich sein?“ — „Indem Sie uns Beförderungsmittel geben.“ — „Wir haben aber selbst keine.“ — „Könnten Sie nicht in Metz darum bitten lassen?“ — „Das soll geschehen!“ Und es geschah. . . .

Ein Weihnachtsbaum, der 80000 Mark gekostet hat.

Der kostspieligste Weihnachtsbaum, den es jemals gegeben hat, war im Jahre 1878 im Kristallpalast zu London zu sehen. Es war ein künstlicher Weihnachtsbaum, 120 Fuß hoch und aus einzelnen kleinen Tannen auf so geschickte Weise zusammengefügt, daß man den Eindruck eines einheitlichen, riesigen Baumes gewann. Ganz London wanderte damals hinaus, um den Baum zu betrachten. Und es gab an ihm, außer seiner eigenen fabelhaften Gestalt, noch unendlich viel anderes zu schauen und zu bewundern. Denn er war mit nicht weniger als 250 000 Dingen behangen, mit Spielzeug, Flaggen, Süßigkeiten und dem sonstigen Tand, den auch unsere lieben angelsächsischen Vettern für den Schmuck des Christbaums zu verwenden pflegen. Eine englische Zeitschrift ruft jetzt die Erinnerung an diesen Weihnachtsbaum, dessen Herstellung die nette Summe von 80 000 Mk. kostete, wach und fügt, nicht ohne eine gewisse Melancholie, hinzu, daß der Baumschmuck vermutlich aus Deutschland stammt habe. Wie denn all die netten Säckchen am Weihnachtsbaum, die englische Kinderherzen erfreuen, in Deutschland, von deutschen Händen und zwar meistens in den kleinen Dörfern und Städten Thüringens, fabriziert werden. . . .

Wegen eines phantastischen Siebesromans,

der ihm eine Anklage wegen versuchter Befreiung eines Fürstgeizhals zuzog, hatte sich der 48 Jahre alte Kaufmann Lebering vor der Berliner Strafkammer zu verantworten. Der Angeklagte, der ein sehr romantisch angehauchter Mann ist, beklagte im Drogengeschäft eines kleinen Städtchens eine Vertrauensstellung. Er entbrannte in Liebe zu einem noch nicht 16 Jahre alten Mädchen. Es kam zu einem innigen Freundschaftsverkehr, wobei der Angeklagte mit wahrem Jugendfeuer für seine Angebetete schwärmte. Er sorgte auch für sie und brachte sie in verschiedenen Stellungen an, zuletzt fand sie Arbeit in demselben Geschäft, in dem er tätig war. Die Einwohner des Städtchens steckten die Köpfe zusammen und das Ende vom Liede war, daß das Mädchen in eine Erziehungsanstalt gebracht wurde. Der Angeklagte konnte die Trennung von dem Mädchen nicht ertragen und sann über Mittel und Wege nach, wie er das Mädchen befreien könnte. Er erfuhr, daß es am 21. Oktober nach Charlottenburg transportiert werden würde, um dort einen Gerichtstermin wahrzunehmen. Darauf haute er seinen Befreiungsplan. Brieflich teilte er diesen dem Stiefvater des Mädchens mit und forderte ihn zu gemeinsamem Handeln auf. Er wollte das Mädchen der begleitenden Schwester des Erziehungsheimes entreißen und mit ihr ins Ausland fliehen. Durch den Stiefvater bekam die Polizei davon Kunde und beorderte zwei Schutleute zur Bewachung des Mädchens. Als dieses, begleitet von der Schwester und gefolgt von den beiden Beamten, auf dem Bahnhof Friedrichstraße die Bahnsteigsperrre passierte, sprang der Angeklagte vor und drückte der Geliebten etwas in die Hand. Wie sich nachher ergab, war es ein Zettchen, auf dem die Worte standen: „Bahnhof Alexanderplatz, Eingang Königsstraße, Fahre Auto. Komme gleich!“ Die Beamten nahmen den Angeklagten fest, dieser aber verschluckte schnell ein Quantum Morphium und erklärte ihnen: „Sie brauchen sich mit mir keine große Mühe zu geben; es ist bald vollbracht, ich habe Gift genommen.“ Der sonderbare Schwärmer wurde zunächst nach einer Unfallsstation gebracht, wo

Ein Sylvesterabend auf hoher See.

Novellette nach dem Französischen von Felix Raude.

(Nachdruck verboten.)

Es war Sylvesterabend. Die Passagiere des Dampfers „Braganza“ saßen beim Diner, und vom tiefdunklen Tropenhimmel leuchteten unzählbare Sterne herab. Die Hitze wurde von einer leichten Brise gemäßig, die den Passagieren die Tropenhitze des nahen Landes zuführte. Nach den Berechnungen des Kapitäns mußte man in jedem Augenblicke die Leuchttürme von Brasilien bemerken und während der Nacht in der Rede von Rio de Janeiro unterwerfen.

Eine junge, in Trauer gekleidete Frau, die durch die geräuschvolle Heiterkeit ihrer Mitpassagiere aus dem gemeinsamen Salon verdrängt worden, war auf das Deck gegangen und hatte in der Nähe des Backbords in einem großen Sessel aus Weidenruten Platz genommen. Ueber ihrem Haupte erstreckte sie das wunderbare Firmament der heißen Zone. Keine Wolke verdeckte den Himmel. Nach Süden zu sah man das glühende Sternbild des den Europäern unbekannten „Kreuzes des Südens“, das in diamantenen Charakteren die ewige Erinnerung an Golgotha wahrnehmen läßt.

Eine weiße Schaumlinie bezeichnete auf dem Meere die von dem Schiffe getragene Furche, und auf der Schiffsbürde sah man den Schatten des wachhabenden Offiziers, der mit gleichmäßigen Schritten, unaufhörlich nach dem Horizont blickend, auf- und niederging. Die junge Frau dachte nach. Sie durchlebte alle Stunden ihres kurzen und doch schon so traurigen Lebens. Sie wandte ihre Seele der Erinnerung an einen Sohn zu, den sie verloren; sie war Witwe und dachte an das Grab, das ihre ganze Vergangenheit, den Gatten und das Kind, enthielt, die ihr der Tod beide geraubt hatte. Was sollte in Brasilien aus ihr werden, wofür sie die Regelung einer Erbschaft einer Verwandten betraf und wo sie niemanden kannte? Was sollte sie später in Frankreich mit ihrem Reichtum anfangen? Das Vaterland ist das Land, wo man liebt, und alles, was sie liebte, war verschwunden.

Indessen drang das fröhliche Geräusch des Festes aus den Tiefen des Fahrzeuges bis zu ihr, lautes Lachen und Stimmengewirr lang aus den geöffneten Läden, und der

von einem Pianos störte durch seine Tanzmelodien das heimeliche Schweigen der Nacht. Dort unten hatte man ausgerechnet, daß es in Europa Winternacht sein müßte, und hatte es für angemessen gehalten, gerade in dem Augenblicke Sylvester zu feiern, da das Fest auch in der Heimat stattfand. Der Gedanke, daß die Fahrt sich ihrem Ende nahte, machte die Unterhaltung noch ungebundener, denn die Leute, die der Zufall auf dasselbe Schiff geführt und die in großer Vertraulichkeit miteinander gelebt, sollten sich bald für immer verlassen. Man konnte also ungefragt sich der Freude hingeben, ohne zu befürchten, unangenehme gesellschaftliche Verpflichtungen eingehen zu müssen.

Ein junger Mann hatte den Vorschlag gemacht, man solle tanzen, und sofort hatte sich ein Schwarm von Tänzern und Tänzerinnen gebildet, während in einer Ecke an einem Tische zwei Engländer saßen und mit ernster Miene ihren Grosgrain schlürften. Selbst einige alte Damen waren von der allgemeinen Freude mitgeriffen worden und schlossen sich dem improvisierten Balle an. Man sprach sehr laut, man lachte noch lauter. Für die letzten Stunden des alten Jahres, bevor man die Küste von Brasilien erreichte, vergaß jeder seine Sorgen, seine Leiden, seine Hoffnungen; man berauschte sich bei dem Gedanken, den Fuß auf festen Boden zu setzen, und der Rausch dieser Freude drang bis zu dem stillen Backbord, wo die Dame in tiefer Trauer unbeweglich in tiefen Gedanken saß.

Auf dem Vordersteil des Schiffes, fast auf dem Bugspriet, saßen ein alter Matrose und ein Schiffsjunge und plauderten. Der Matrose mit wettergebräunter Gesichtsfarbe und das Kind mit dem rosigem Antlitz, das das Meer noch keine Zeit gehabt hatte zu färben, sprachen von der Heimat, von der Bretagne, in der sie beide geboren waren und wo sie sich nach beendeter Fahrt auszuweichen gedachten. Auch sie dachten daran, daß man in diesem Augenblicke in dem Dorfe der alten Bretagne das Ende des alten Jahres feierte. Sie sahen in ihren Erinnerungen die mit Schnee bedeckten Dächer, den Weg mit den tiefen, vor Kälte hart gewordenen Wagenspuren, den kleinen, gefrorenen Teich wieder und verglichen das starke bretonische Klima mit der erstickenden Wärme der Tropen. Der Matrose erzählte von einem Sylvester aus seinem zwanzigsten Jahre, als er zwischen zwei Feld-

zügen den Winter in Frankreich zugebracht hatte. In jenem Jahre hatte er die Bekanntschaft des Mädchens gemacht, das er kurze Zeit darauf geheiratet und das mit den Kindern an niederen Herde jetzt seiner harrte. Was ging in diesem Augenblicke in seiner beladenen Hütte vor? Sein Herz eilte nach der Heimat und sandte den Seinen seine zärtlichsten Grüße. Auch das Kind erinnerte sich an den tiefen Schmerz, den es empfand, als es frühzeitig Waise geworden, sich hatte einschleimen müssen, um das tägliche Brot zu verdienen. Nichts führte ihn nach dem Frieden zurück, in dem seine Wiege gestanden, außer die Erinnerung an den Kirchhof, in dem seine Eltern schliefen. Wie mußten sie in dieser Neujahrsnacht in ihrem Grabe frieren, während er die warme Luft der brasilianischen Küste einatmete!

Die Fahrt, es war die erste für den kleinen Schiffsjungen, ging zu Ende; traurig sah er der Ankunft des Schiffes in Rio de Janeiro entgegen, denn eine Reise war gütig zu ihm gewesen, — gerade jene Frau, die am Backbord saß; — oft hatte sie mit ihm gesprochen, sich nach seinen Schicksalen erkundigt und sich für seine naiven Worte interessiert. Eines Tages — er erinnerte sich dessen ganz genau — hatte sie mit ihrer weißen Hand sogar seine wirren Haare berührt, und Tränen waren ihm bei dieser mütterlichen Liebesfühlung in die Augen getreten, die auch er einst gekannt und die nun für immer aus seinem Leben entschwunden war. In seiner kindlichen Einfachheit hatte er nicht geahnt, daß diese Mutter bei seinem Anblick an ihren eigenen Sohn gedacht hatte.

Indessen schob der Dampfer in flotter Fahrt vorwärts. Wöhlisch lächelte eine Stimme vom Mast aus, daß man einen Leuchtturm bemerkte. Um ihn zu sehen, kletterte der neugierige Schiffsjunge mit dem Leichtsinne der Jugend die Treppe empor, doch glitt er aus, versuchte vergeblich sich an den Planen des Schiffes festzuhalten und verschwand, einen furchtbaren Schrei ausstoßend, in den Wellen.

„Mann über Bord!“ brüllte der alte Matrose mit drohender Stimme und wiederholte die Worte mehrere Male hintereinander. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der furchtbare Ruf: „Mann über Bord!“ durch das ganze Schiff, und jeder fühlte, wie der Flügel des Todes an seinem eigenen Haupte vorbeirauschte. Das Deck füllte sich mit Leuten; Passagiere, Seeleute, Diener, alles war herbeigeeilt, um besser zu sehen. Hunderte von Augen tauchten sich in die Dun-

ihm der Magen ausgepumpt wurde, dann kam er ins Krankenhaus Westend, wo er sich von dem Abenteuer nur langsam erholte. Er hat seinen Liebesjüngling noch nicht überwunden, denn er geriet in gewaltiger Aufregung, als er jetzt im Gerichtssaal seiner Geliebten anständig wurde. Er weinte bitterlich und versicherte, daß er ohne sie kein Glück mehr finde und in seiner Verzweiflung über die Trennung nur noch darauf bedacht gewesen sei, wie er mit ihr zusammen aus dem Leben scheiden könne. Der Sachverständige, Medizinalrat Dr. Hoffmann, gab sein Gutachten dahin ab, daß berechnete Zweifel obwalteten, ob der sehr nervöse und aufgebrauchte Mann in zurechnungsfähigem Zustande gehandelt habe. Der Staatsanwalt beantragte 100 Mk. Geldstrafe, die durch die 20tägige Untersuchungshaft als verbüßt zu erachten sei. Das Gericht erkannte jedoch auf Grund des ärztlichen Gutachtens auf Freisprechung.

Wie Preußens Offizierkorps ward.

Das Jahr 1713 ist ein entscheidender Wendepunkt, wie für die ganze innere Entwicklung Preußens, so auch für die des Heeres. Als König Friedrich der Erste zu Grabe geleitet wurde, da begleitete sein Bräutigam ihn, wohl aber eine Trauerparade von 12.000 Mann, als deutliches Zeichen, wohn der Sinn des neuen Herrschers ging. Friedrich Wilhelm der Erste hatte gesehen, daß innerhalb der zunehmenden Zerrüttung des Staatswesens die Armee allein gesund geblieben war, daß hier noch Ordnung und Zuverlässigkeit, Eingebung und Ehrgefühl herrschten. Darum war er entschlossen, in erster Linie seinen Staat militärisch so stark und kräftig wie möglich zu machen. Die Armee sollte das Werkzeug werden, um seinem Recht auch mit den Waffen Nachdruck geben zu können. „Ich muß über die Brüder lachen“, hatte er schon 1712 an den Fürsten Leopold von Anhalt geschrieben — „mit der Feder wollen sie dem Könige Land und Leute schaffen; ich sage mit dem Degen oder er kriegt nicht.“ Sofort befahl er die Vermehrung der Armee von 38 Bataillonen und 53 Schwadronen auf 50 Bataillone und 60 Schwadronen. Die Kosten wurden durch Ersparnisse am Hofhalt gedeckt, dessen Bedarf er zugleich von 276.000 Talern auf 50.000 herabsetzte. Dann ging er daran, auch für das Offizierskorps neue, festere Normen, als wie sie bisher bestanden hatten, zu schaffen. War es schon seit dem Großen Kurfürsten Tradition gewesen, daß die Söhne des Landadels den Waffendienst suchten, so sprach Friedrich Wilhelm der Erste es zuerst ausdrücklich aus, daß er dies als eine Pflicht erachte. Dadurch, daß er die bisher für das ganze Herr geltenden Kriegsartikel auf Unteroffiziere und Gemeine beschränkte und für die Offiziere im „Dienstreglement“ neue Bestimmungen gab, trennte er ausdrücklich den Offiziersstand auch in Bezug auf den Ehrenstandpunkt von den Unteroffizieren und Gemeinen. So bildete er zuerst von allen Monarchen ein geschlossenes Offizierskorps, das in jedem Regiment den festen Rahmen für die immer wechselnde Masse der Rekruten abgab. Es wuchs in der Tat ein neues Rittertum auf, bei dem es der Stolz eines jeden einzelnen war, ein Offizier des Königs zu sein. Der König, der seit 1725 den Offiziersstand nie mehr ablegte, während andere Herrscher jener Zeit das spanische oder französische Hofkleid trugen, betrachtete sich als einen Kameraden seiner Offiziere. Alle höheren Offiziere, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er beim Wiedersehen zu küssen. Einmal warf er dem Major von Jürgas ein Schimpfwort an den Kopf, womit damals der studierte Mann wohl bezeichnet wurde. „Das sagt ein Hundsfott“, rief der trunkene Major und verließ die Tafel. Sofort erklärte der König, er könne diese Beleidigung nicht auf sich sitzen lassen und wolle den Major auf Pistolen oder Säbel fordern; als die Anwesenden erklärten, dies sei unmöglich, fragte er zornig, wie er denn Genugtuung für seine beleidigte Ehre erhalten solle? Schließlich gab er zu, daß der Oberleutnant von Eintriedel, der seine Stelle bei der Grenadiergarde vertrat, sich statt seiner schlagen sollte. Beim Duell wurde Eintriedel verwundet, und als er sich mit verbundenem Arm beim König meldete, hing ihm dieser einen Tornister um, den er ganz mit Talern füllte, und den er ihm befahl, nach Hause zu tragen. Daß er selbst es im Dienst nur bis zum Obersten gebracht, konnte er nie verschmerzen, und so äußerte er einst im Tabakstollgeheim, er bedauere, daß er nicht immer beim König Wilhelm von England hätte bleiben können, der hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht, ja sogar zum Statthalter von Holland hätte ich es bringen können. Auf den Einwand, daß er selbst ein großer König sei, entgegnete er: „Ihr redet, wie Ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa

teufelt, um den Unglücklichen zu entdecken, der vielleicht in diesem Moment zugrunde ging.

Mit einem Satz war der Kapitän aus dem Salon gestürzt und hatte den Befehl gegeben, die Maschine zu stoppen und ein Rettungsboot auszuheben. Mit einer Schnelligkeit, die nur die Kenntnis der Gefahr zu erklären vermochte, durchschritt das Fahrzeug die Wellen und entfernte sich vom Dampfer, in der Unendlichkeit der Wellen jenen kaum wahrnehmbaren Punkt suchend, den der Kopf des Schiffsjungen bildete. Auf der „Braganza“ herrschte eine Todesangst; man wartete fast ohne Hoffnung.

„Wer ist denn ins Wasser gefallen?“ fragte der Kapitän.

„Joon, der Schiffsjunge“, erwiderte eine Stimme, die des alten Matrosen.

„Armer Kleiner“, dachten die Passagiere. Die Dame in Trauer sprach kein Wort; mit zitternder Hand drückte sie die Kehle ihres Stuhles, und eine plötzliche Zärtlichkeit für dieses unglückliche Kind, das in diesem Augenblick zugrunde ging, überflutete ihr Herz. In derselben Sekunde durchbrach das kleine Boot die Schatten der Nacht und lehrte zum Dampfer zurück. Da es so schnell zurückkehrte, so mußte das Rettungsversuch wohl gelungen sein.

„Wir haben ihn, wir haben ihn!“ rief ein Matrose, sobald er nahe genug herangekommen war, um sich verständlich zu machen.

Diese Worte erfüllten alle Herzen mit aufrichtiger Freude; noch einige Augenblicke, und das Boot legte an. Das Kind lebte, aber es war ohnmächtig, und sein kleines, blaßes Gesicht bot das Abbild des Todes, der es eben mit seinen Flügeln gestreift. Ein Seemann trug ihn und legte ihn vorsichtig nieder. Sein blonder Kopf hing nach hinten über, und sein linker Arm fiel leblos herab.

Mit regem Interesse war die Dame in Trauer näher getreten und suchte den kleinen Schiffsjungen ins Leben zurückzurufen. Mit ihren zarten Händen verlor sie, sein Gesicht zu erwärmen, und sie hatte sich so nahe über ihn gebeugt, daß ihr Atem sie streifte. Endlich schlug der Kleine die Augen auf und hauchte mit schwacher Stimme das eine Wort: „Mutter!“

Aufs tiefste ergrieffen richtete sich die junge Frau auf; dann schob sie, wie von einer plötzlichen Eingebung gefaßt, mit einer schnellen Bewegung die Anwesenden beiseite, kniete neben dem Schiffsjungen nieder, küßte ihn tief bewegt auf die Wangen und sagte: „Ja, mein Kind, ich will dir eine Mutter sein!“

Aufs tiefste ergrieffen richtete sich die junge Frau auf; dann schob sie, wie von einer plötzlichen Eingebung gefaßt, mit einer schnellen Bewegung die Anwesenden beiseite, kniete neben dem Schiffsjungen nieder, küßte ihn tief bewegt auf die Wangen und sagte: „Ja, mein Kind, ich will dir eine Mutter sein!“

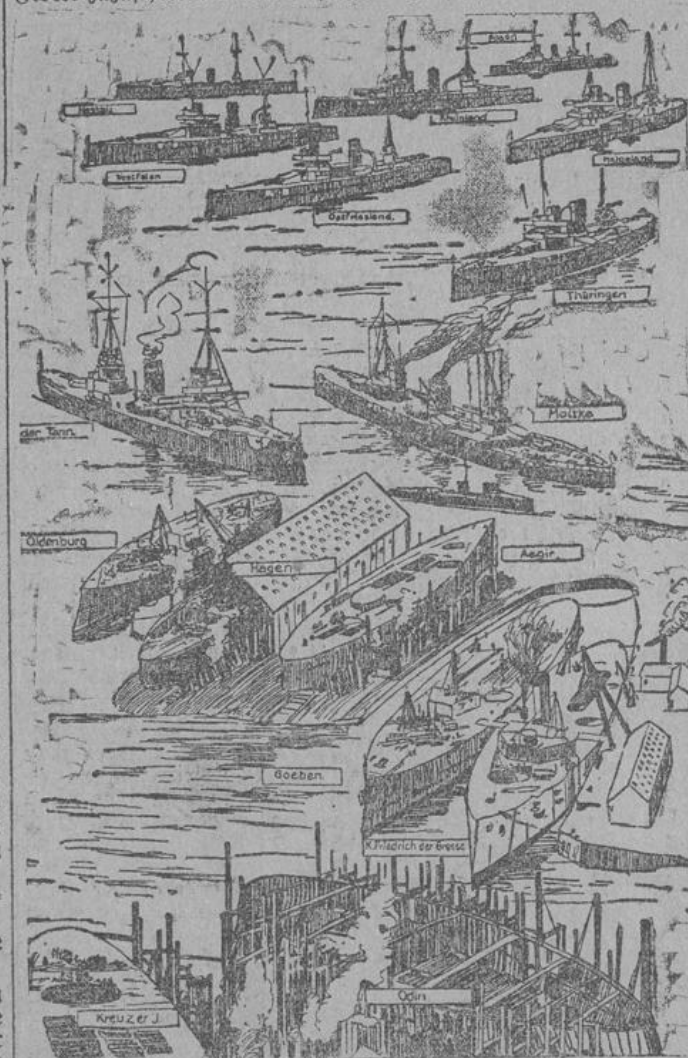
hilfse Prinz mußte dienen und Offizier werden, und so konnte es von Zeitgenossen staunend bemerkt werden, daß bei Mollwitz zehn preussische Prinzen im Feuer standen. Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierskorps geschaffen, wie es keine Armee Europas besaß.

Die Weihnachtstarten der Könige.

4. Für die herrschenden Monarchen Europas wäre das Weihnachtsfest eine schlimme Bürde, wenn sie allen Persönlichkeiten, mit denen sie im Laufe ihrer Regierungstätigkeit in nähere Berührung getreten sind, ein Weihnachtsgeschenk überreichen sollten. Und doch hat fast jeder Fürst eine so große Menge von Bekannten, Beamten, Offizieren, deren er am Weihnachtstage mit einer Aufmerksamkeit und mit einem Grube gedenken möchte, daß sich bei den meisten fürstlichen Säulenherrn die Gabe eingebürgert hat, entfernten Verwandten, befreundeten Fürstlichkeiten und Bekannten zum Feste einen Gruß in Form einer Weihnachtstarte zu schicken. Das sind gewöhnlich hübsche kleine Kunstblätter, die speziell für diese Zwecke angefertigt werden, reizende kleine Kupferstiche mit Darstellungen historischer oder symbolischer Inbhalte, Radierungen oder Lithographien, zu deren Herstellung gewöhnlich gekannte Künstler herangezogen werden. Für jedes Jahr wird eine neue Karte hergestellt, und dieser Brauch ist auch im deutschen Kaiserhause heimisch geworden. Vor einigen Jahren z. B. veranlaßte der Kaiser eine reizende Weihnachtstarte, auf der ein Weihnachtsfest mit Sir Francis Drake, dem bekannten englischen Seehelden, dargestellt war. Man sah den berühmten Seemann an Bord seines Schiffes inmitten seines Gefolges und seiner Offiziere, wie er das Glas erhebt, um am Weihnachtstage ein Hoch auf seine Königin Elisabeth auszubringen. Die Darstellung war wahrhaftig mit Rücksicht auf die zahlreichen englischen Freunde des Kaisers gewählt, die diese weihnachtliche Reminiszenz aus der Geschichte Großbritanniens als eine besondere Aufmerksamkeit empfinden mochten. Auch König Eduard wählte zu seinen Weihnachtstarten gewöhnlich Darstellungen historischer Augenblicke, so beispielsweise die Gründung des Hohenstaubens oder dergl. Bei den Königinnen und Fürstinnen herrschen dagegen gewöhnlich religiöse Motive vor. Die jetzige Königin von England veranlaßt etwa vor einigen Jahren einen schönen Kupferstich, der die drei Weisen aus dem Morgenlande darstellte, während Königin Alexandra eine betende Madonna mit dem Jesusknaben wählte. Die Königin von Spanien bevorzugt daselbe Motiv, und auch Königin Maria von Norwegen veranlaßt in jedem Jahre Weihnachtstarten, auf denen Maria mit dem Christkinde dargestellt ist.

Deutschlands Riesenpanzer am Jahreschlusse 1911.

Die Enthüllungen des englischen Kapitäns Faber über die gefährliche Nähe eines Krieges im Spätkommer des nun schließenden Jahres lenkten mehr als je die Aufmerksamkeit auf die den Engländern so sehr unangenehme deutsche Kriegsmarine. Daß die Briten in ihrer Furcht vor einem etwaigen überraschenden Erfolge zur See sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie der friedlich an Standbänken Rüste manövrierenden deutschen Hochseeflotte beobachtende Torpedoböte nachschleichen, zu einer Zeit, als Hunderte namhafter Persönlichkeiten sich um die Verbesserung der Beziehungen beider Länder bemühten und alles im tiefsten Frieden lag, ist bezeichnend für Albions reelle Absichten. Daß es nicht zum Kriege kam, ist vielleicht nicht zuletzt der steten Schlagfertigkeit der deutschen Flotte zuzuschreiben. Die beistehende graphische Darstellung gibt



nun eine Uebersicht der am Jahreschlusse vorhandenen deutschen Riesenpanzer, sowie der im Bau und auf Stapel befindlichen Schiffe der „Dreadnought“-Klasse. Wenn auch Deutschland den übertriebenen Bau von Dreadnoughts, wie ihn andere Staaten unter Zurücksetzung des Baues kleinerer Kriegsfahrzeuge seit zwei Jahren ausübten, nicht mitmachte, so hat es sich doch eine Anzahl „Fürchtenichts“ geschaffen, die an Schnelligkeit, Panzerung und Armierung hinter denen anderer Mächte in keiner Weise zurückstehen. Neben den Schlachtschiffen Nassau, Bogen, Rheinland, Helgoland, Westfalen, Ostfriesland und Thüringen sind die Linienkreuzer von der Tann und Moltke fertiggestellt, während Oldenburg, Hagen, Angier, Goeben, Friedrich der Große, Erich von Dän und der Riesenpanzerkreuzer „S“ sich noch auf Stapel befinden. Die Dienstbereitschaft der letztgenannten Schiffe erfolgt 1912 und 1913.

Was die englischen Rekruten wissen.

Um einen Ueberblick über den Bildungsgrad der neuereinstellten Rekruten des englischen Heeres zu gewinnen, hat man kürzlich 35 aufs Geratewohl herausgegriffenen jungen Soldaten, die die Schule ordnungsgemäß absolviert haben, eine Reihe von Fragen gestellt. Die englische Zeitschrift Spectator teilt nun einige Einzel-

heiten der Ergebnisse dieser Enquete mit. Die erste Frage, die diesen 35 jungen britischen Kriegern vorgelegt wurde, lautete kurz: „Was ist Alfred der Große?“ Nur drei der Vaterlandsverteidiger wußten die Frage richtig zu beantworten. Man fragte nun, wer Nelson gewesen sei, und von den 35 wußten 15 von diesem Manne absolut garnichts. Nicht viel besser ist es bei den englischen Rekruten um den Nachruhm Wellingtons bestellt: nur 14 der Soldaten wissen die Frage zu beantworten. Einer ernannt Wellington zum Lord Mayor von London, und ein anderer verwechselte ihn mit Washington. Aber die Prüfung erstreckte sich nicht nur auf Helden der Kriegsgeschichte, man wollte von den 35 Rekruten auch Näheres über Shakespeare erfahren. Die Hälfte kannte den großen Dramatiker mehr oder weniger schlecht, aber man wußte wenigstens, daß er ein britischer Dichter war, ja einige konnten sogar Stücke nennen. Sehr tiefsinnig charakterisierte einer der Rekruten Shakespeare als einen „Propheten“, während ein anderer von ihm behauptete, er sei ein durch seine Missetaten berühmter Verbrecher. Als die Frage gestellt wird, was die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind, bleiben 15 der Examinanden die Antwort schuldig oder behaupten, die Vereinigten Staaten seien eine britische Kolonie. Noch schlimmer ist das Ergebnis, als man nach dem großen indischen Aufstand fragt. Nur 6 finden eine richtige Antwort, fünf geben vage Bemerkungen, die aber im großen und ganzen wenigstens auf dem richtigen Wege sind, die übrigen wissen nichts zu antworten. Einer schreibt: „Eine Erhebung der Meeresfluten.“ Als man erfahren will, wer Napoleon gewesen ist, antwortet einer dieser englischen Rekruten, der 10 Jahre lang die Schule besucht hat: „Er hat unseren Truppen geholfen, die Schlacht von Waterloo zu gewinnen.“ 16 von 35 wissen den Namen des Premierministers anzugeben, 19 haben keine Ahnung, was eigentlich Frankreich ist, 8 vermögen die Farben der Landesflagge nicht anzugeben, 2 haben niemals etwas von London gehört, dagegen besitzen alle eine sehr lebhaft Vorstellung von einer Flugmaschine. „Alles in allem“, so schließt der Spectator seinen Bericht, „wird man nicht behaupten können, daß der Bildungsgrad unserer Rekruten überwältigend hoch ist, aber das wird sie nicht hindern, wadere Soldaten zu werden.“

* Was Old Moore über 1912 weissagt.

Old Moore, der englische Rivale der berühmten Pariser Pythia Mme. de Thebes, verrät nun auch seinerseits der Welt, was sie von dem kommenden Jahre zu erwarten hat. Als Patriot verheißt er zunächst ein friedliches Ereignis der britischen Königsfamilie, vielleicht die Geburt eines Prinzen oder die Vermählung einer Prinzessin. Kom aber soll im Jahre 1912 eine besondere Ueberraschung erleben: der Papst wird aus Gesundheitsrücksichten abtreten wollen. Old Moore ist über diese ungewöhnliche Prophezei selbst aufs höchste verblüfft, aber was soll er tun, die Sterne verkünden es nun einmal. In Brüssel wird im Juni die Nachricht von einem gefährlichen Aufruhr im Kongo-Kaate eintreffen; doch als unparteilicher Prophet findet Old Moore auch, daß bald danach England die Meinung von blutigen Aufständen in einigen indischen Provinzen erhalten wird. Dagegen wird die Kulturwelt sich über zwei wichtige neue Entdeckungen freuen können, denn der britische Seher verheißt für das Jahr 1912 die Entdeckung eines Heilmittels gegen den Krebs und die Tuberkulose.

Der Sturm nach den neuen Diamantfeldern.

4. In wenigen Wochen ist in Südafrika an den Ufern des Vaalkusses an einer Stelle, wo bisher nur die einjame Farm Bloemhof stand, eine große Zeltstadt entstanden, in der bereits 12.000 erwartungsvolle Menschen leben: 12.000 Menschen die auf den neuentdeckten großen Diamantfeldern von Bloemhof ihr Glück zu machen hoffen. Die Entdeckung der ersten Steine liegt kaum ein paar Monate zurück und wurde auch lange geheim gehalten; aber das Gerücht fidierte schließlich doch durch, und seitdem hatten alle Diamantfischer Südafrikas nach Bloemhof. Am kommenden Sonnabend werden die ersten 20.000 Mutungen amtlich zugelassen werden, und man rechnet darauf, daß bis zum Frühjahr 350.000 Mutungen abgesetzt und zugeteilt werden können. Inzwischen verdienen Händler und Wirte ein Vermögen. Ein dürftiger Gasthof, der sich Hotel nennt, hat bereits im vergangenen Monate, wie aus Johannesburg berichtet wird, nicht weniger als 28.000 Mk. bar verdient, und eine Reihe kleiner Speisehäuser arbeiten mit monatlichen Reingewinnen von 6000 Mk. Die üblichen Läden sind von unternehmenden Händlern sofort aufgemacht worden, die Preise sind märchenhaft hoch und die Einnahmen kolossal. Die Mutungen sind 150 Quadratfuß groß, und der Pächter muß monatlich 20 Mk. für das Schürfsrecht bezahlen.

Zum neuen Jahre.

Das alte Jahr zum Schlummer legt — Sich müde hin und matt, — Jedoch im deutschen Herzen fand — Niemals ein Altern statt. — Und blüht uns im verflochtenen Jahr — Gefahr auch ins Gesicht. — Die Hand am Schwerd stand Deutschland da, — Ein Fürchten gab es nicht. — Die Friedensliebe hat gesiegt. — Es wuch auch schwerste Not, — Doch ganzer Mann im ein'gen Volk. — Das bleibt für uns Gebot. — So treten wir ins neue Jahr, — Treu steh'n wir Hand in Hand. — Und mag es bringen, was es will, — Fest trägt's das deutsche Land.

Der große Tag.

Abürger: „Noch 23 Tage. Dann aber werden Tausende und Abertausende gespannt dem Resultat entgegenharren, das ihnen ein Alp nehmen wird von der ...“

Bebürger: „Aber ich bitte Sie, wie können Sie nur so außer sich geraten. Gewiß, ist es ja nicht gleichgültig, ob man seine Unabhängigkeit durch ...“

Abürger: „Was? Nicht gleichgültig? Nur „nicht gleichgültig“? Unsere ganze wirtschaftliche Existenz steht auf dem Spiel.“

Bebürger: „Ach so! Ja, mein Vierter, wenn Sie mit Ihrer großen Familie so im Dalles sind ...“

Abürger: „Was hat das mit meinem Dalles zu tun? Herr, was erlauben Sie sich! Glauben Sie, ich lasse mir meine Stimme bezahlen?“

Bebürger: „Stimme? Stimme? Ja, wovon sprechen Sie denn?“

Abürger: „Na, natürlich von der Reichstagswahl.“

Bebürger: „Na, natürlich. Ich meine doch die Ziehung der Klassenlotterie, die am 12. Jan. beginnt.“

Der heut. Nr. liegt ein Wandkalender pro 1912 bei.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Ein Rekord.

Novelle von Hellmuth von Mox.



Am wohl ihm der Kopf jetzt zum Verspringen schmerzte, und obwohl das Licht der Sonne vor ihm wie ein dichter Nebelschleier lag, so sah er doch die Augen der Frau, die er liebte, in der Ferne, wie er sie einmal erlitten hatte. Ziel festzuhalten, wie oft auch immer er um der wachsenden Aufregungen willen genötigt war, die Richtung zu ändern. Der Mensch an seiner Seite aber hing noch immer wie eine unlebendige Puppe auf seinem Stuhl, und er hatte noch kein Zeichen wiederkehrenden Bewusstseins gegeben, auch als Morton d'Arblay bereits mit voller Deutlichkeit die auf der weiten Wiesenfläche zusammenströmende Menschenmenge unter sich und die wehenden Lüfte grüßte.

Um ein geringes härter als sonst war die „Paloma“ auf den festen Boden aufgesetzt, so daß das Fahrzeug einige leichte Beschädigungen erlitten hatte. Aber die Erschütterung war immerhin nicht so stark gewesen, um es zu erklären, daß der Flieger d'Arblay bei dem Versuch, seinen Sitz zu verlassen, ohnmächtig zusammenbrach, und daß man seinen Passagier leblos von dem Apparat herabheben mußte. Man trug beide auf die mit allem Erfordernisse ausgerüstete Verband-Station und bemühte sich vor allem, den Mann im Hals aus seiner Verwundung zu befreien. Als man die Kapuze zurückgeschoben und die Schutzhülle wie den verhängenen Schatz entfernt hatte, sah man darunter mit Entsetzen das im Lodeskampfe verzerrte Gesicht einer wohlgenährten, runden Gestalt des lustigen Volkes, sondern Lord d'Arblay Egerton's bageres Gesicht.

Während man den Körper dann vollends entkleidete, um trotz ihrer Ausgesprochenheit die üblichen Wiederbelebungsvorkehrungen anzustellen, fiel plötzlich ein bis dahin von niemand bemerkt er eilender Schlagring zu Boden, den die Hand des Entseelten noch im Tode festgehalten hatte.

Der Wahrspruch der zur Leichenschau berufenen Jury lautete dahin, daß Lord d'Arblay „Paloma“ während des Fluges mit dem Aeroplane „Paloma“ an einem Herzschlag verstorben sei und daß niemand an einem Herzschlag an seinem plötzlichen Absterben begünstigt werden könne. Der von der Jury ausgesagene Arzt, in dessen Behandlung Egerton sich während der letzten anderthalb Jahre befunden, hatte erklärt, daß bei

der weit vorgeschrittenen Krankheit des Lords die mit einer ersten Luftfahrt naturgemäß verbundene Erregung durchaus hinreichend gewesen, die Katastrophe verständlich zu machen. Und für die Vermutung einer anderen Todesursache lag bei dem Fehlen jeder äußeren Verletzung nicht der mindeste Anlaß vor. Auch Mr. Nathaniel O'Donoghue hatte vor dem Leichenbeschauern erscheinen müssen, und er hatte mit dem ihm jederzeit eigenen Freimut ausgelegt, daß ihm Lord Egerton schon an dem Tage von Mrs. Jeffreys Besichtigung das Versprechen abgenommen habe, ihn bei dem nächsten Aufstieg d'Arblays an seine Stelle treten zu lassen. Weil aber mit Sicherheit anzunehmen war, daß der Pilot mit diesem Tausch nicht einverstanden sein würde, habe er zugleich sein allgemeines Verbleibungsversprechen zum Zweck einer tauschenden Vertiefung an den Lord abtreten müssen. Ob für Egerton's Verbleib irgendwelche anderen Beweggründe maßgebend gewesen seien als sein Interesse am Luftsport, vermöge er nicht zu sagen.

Zwei andere freilich gab es, die über diese Beweggründe hätten bessere Auskunft geben können; aber diese beiden zogen vor, zu schweigen. Am Abend des verhängnisvollen Tages hatte Mrs. Evelyn Jeffreys, der man über Morton d'Arblays Befinden soeben die beruhigendsten Mitteilungen gemacht, durch die Post folgenden Brief von Lord d'Arblay Egerton's Hand erhalten:

Teure Mrs. Evelyn! Weil ich Sie bis zum Abhauen liebe, und weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, Sie in den Armen eines anderen zu wissen, habe ich Mr. O'Donoghue veranlaßt, bei dem heutigen Aufstieg der „Paloma“ seinen Platz an mich abzutreten. Es ist mein unerwarteter Entschluß, daß weder d'Arblay noch ich lebend von diesem Aufstieg zurückkehren sollen. Und mit dem Entschlusse, daß ich gehen bin, auf die eine oder die andere Weise einen tödlichen Abschied herbeizuführen, gebe ich es Ihrer Entscheidung anheim, ob die Welt an einem unglücklichen Zufall glauben oder ob sie mein Andenken als das eines Mörders verurteilen soll. Verleihen Sie mir zu vergehen, wie Gott mir vergehen mag! Ich habe mit der ganzen Kraft meines Willens gegen die Verurteilung gekämpft; aber meine Leidenschaft für Sie hat den Sieg behalten. Leben Sie wohl!

Archibald Egerton.

Sie hatte Morton d'Arblay von diesem Briefe erst Mitteilung gemacht, als sie von den Ärzten die Versicherung erhalten, daß die Folgen seines unglücklichen

erweisen sie ihr alle zusammen so Gutes, als derjenige, der direkt zu ihr steht, indem er die Armen und Kranken aufsucht, seinen Mittel anwendet und diesen Trostes- Worte spendet? Nein, mein Freund, Sie sind kein unmüßiges Wesen!... Mollie hielt inne, überwältigt von der Ergriffenheit.

„Aber werden Ihre Eltern je einwilligen, Sie mit zu gehen?“

„Meine Mutter weiß, daß ich Sie liebe und hat mich begleitet; was meinen Vater angeht, so wissen Sie ja, daß er seiner Tochter nie eine Bitte nachschickt. Bruno, wollen Sie mich zur Frau?“

„O Gott, wie gut bist du!“ rief der Mollie, und die Hände Mollie's zuckten, wollte er sie an seine Lippen drücken, aber das junge Mädchen entzog sie ihm ärtlich und küßte ihm herzlich die Wangen.

„Gut“, sagte sie, „lassen Sie mich Sie zu Ihrer Mutter zurückführen.“

Und mit bewegter Seele kam in dem und das Herz voll tiefer Freude, nahmen die beiden Verlobten den Weg wieder auf, den sie zuvor in Angst und Schmerz gegangen waren.

Rebus.



Das Rebus zeigt die Antwort auf die Frage: Was ist das?

Ziel schimmer.

„Schwerlich“, sagte ein Besucher beim Frühstück im Hotel, „ich weiß gar nicht, was die Leute sich nur denken! Hier und hier und immer wieder hier! Alle Tage hier und nie etwas anderes!“

„Ach“, meinte sein Nachbar, „das ist doch nicht schlimm, es sind doch wenigstens andere hier!“

„Ja, natürlich sind's andere hier, ich kann doch nicht alle Tage dieselben essen!“

„Also dann seien Sie zufrieden und hören Sie mit zu. Ich weiß einen Ort, da gibt's Sonntags einen Krater, Montags gibt's denselben Krater aufgewärmt, Dienstags wieder denselben Krater, Mittwochs gibt's Stühle davon in einer Tomatenauce mit Kartoffeln, Donnerstags wird einem das aus den besten vorbesten, Sonntags wird endlich einmal etwas Neues gekocht.“

„Um Gottes Willen, was ist denn das?“

„Bei mir zu Hause“, war die traurige Antwort.

die erste, die einzige, die er je kennen gelernt, er liebte sie mit der ganzen Macht seines Herzens, mit der ganzen Reinheit seiner Christenliebe. Er verstand so gut diese ein wenig stolze, so heisse, so großmütige, dabei aber so sanfte und mittelwellige Natur! Sie hatte ihn in ihrem Herzen festgehalten, er hatte seinen Schatz geachtet, er hatte seine Gabe des Menschen empfangen, der zum ersten Male das Gold sieht und der Gedachte, daß diese Inschrift in die Hände eines Menschen, deren Namen fallen sollte, der unwissig, sie zu verstehen, schmerzte ihn tief.

In seine Gedanken verfallen, ging er immer weiter, ohne wieder an die Zeit zu denken, welche verfloß, noch an den Weg, den er zurückgelegt. Er schritt dahin, manchmal über einen Stein stolpernd, ein anderes Mal an einen Baum oder eine Botschaft stoßend und sich mit Bitterkeit immer wieder lachend: „Armer, elender Krüppel, der sich auf den Straßen dieser Welt nicht zu recht zu finden weiß, wie kannst du so unheimlich sein, daran zu denken, dich einer Gefährtin hinzugeben, die dich bis zu Gott führen müßte?“ Und in feierlicher Aufregung setzte er seinen Weg fort.

Plötzlich hörte er einen Angeschrien, dann ein eiliges Laufen und kurz darauf sah er sich von zwei Armen umschlungen, die ihn kräftig nachwärts zogen, während eine vor Bewegung gedrückte Stimme sich vernahm ließ:

„Angeschrien, was wollen Sie tun?“

„Was ist mit mir?“ fragte er schwermütig, denn er hatte die Stimme Mollie's erkannt.

„Keinen Schritt weiter“, entgegnete sie, „sonst fügen Sie in den Fuß!“

„Ach, mein Gedanke, warum haben Sie mich zurückgehalten?“

„Undankbarer“, rief sie, „vergessen Sie denn Ihre Mutter?“

„Meine Mutter... o es ist wahr, ich bin schuldig, aber ich bin auch sehr unglücklich.“

Der herzerweichende Ton dieser letzten Worte lockte Mollie in die Augen des jungen Mädchens.

„Weil ich ein armer Mann bin, der seinen Herzen nicht zu gehorchen versteht, hat und der nicht einmal notwendig hatte, Sie zu sehen, um es Ihnen ganz und gar zu geben.“

„Aber, und warum verzweifeln Sie denn?“ versetzte sie, indem sie seine Hand ergriff. „Wissen Sie denn nicht, daß auch ich Sie liebe?“

„Sie lieben mich, mich, einen blinden, einen Gebrechlichen, mich...“

„Ich liebe Sie, weil Sie ein edles Herz besitzen, weil Sie ein rechtschaffener und guter Mann sind, weil Sie ein aufrichtiger und edelmütiger Christ sind.“

„Dann, Mollie, bin ich noch unglücklicher, denn das Glück, das Sie mir bieten, werde ich selbst zu zerstören genötigt sein.“

„Und warum denn?“ rief sie.

„Weil ich mich verabschieden müßte, wenn ich das Opfer Ihrer Jugend, Ihrer Schönheit, Ihres ganzen Lebens annähme, weil Sie, Mollie, Sie, die ich mehr achte, als alle Schätze der Welt, nicht die Frau eines unmüßigen Geschöpfes werden können.“

„Ein unmüßiges Geschöpf, Bruno! Aber wenn Sie ein unmüßiges Geschöpf sind, was sind dann die anderen?“

Was sind dann jene Menschen, die bloß sich dem Schicksal und der Hand hingeben oder sonstigen Vergnügungen nachgeben? Sind solche Menschen, die nur den Gefühlen folgen, weil es ihnen ihre Freigebigkeit erlaubt, nicht sicher als Sie? Und wenn die Gefühle sich darüber die Götter erheben, die Geheimnisse der Natur zu erschauen, wenn die Philosophen nachgrübeln in der Weisheit, die Menschen mit einer neuen Weisheit zu begaben, ist es in materieller oder moralischer Hinsicht,

Die unglücklichen Lebensumstände des Jüngers, der sein Glück durch die feiner Fälschung angänglicher Negativierung des Höheren zu jedem Zweifel entriekt war, hatten natürlich nur dazu beigetragen, ihn zum Erkenntnis des 5. Grades zu machen. Alle Setzungen der Welt nannten in Ausdrücken höchster Bewunderung den Namen des Führers Jüngers, und Mr. Jeffrey war glücklich, einen so weitverbreiteten Mann unter seine nächsten Bekannten zu zählen. Mrs. Evelyn hatte es unter solchen Umständen ziemlich leicht, ihn bei Erfüllung ihrer Pflichten zu unterstützen, und er empfand das junge Glück darum nicht weniger tief, weil es durch die Erinnerung an die Schuld eines halb Mächtigsten überlagert wurde.

(U n b e.)

[illegible]

Ein Lehrer hielt vor einer Schülergesellschaft von Schülern einen Vortrag über Wohlthun. Unter anderem erwähnte er eine Geschichte von einem Diebe, der an einem Winterabend ein geräumiges, beheiztes anstehendes kleines Wohnhaus auf der Straße fand und es anordnete. Das Kind erzählte ihm eine lange fabelhafte Geschichte von einer Kranken Mutter und Selbstmord, die ohne Hoffnung waren. Der mittelmäßige Doktor gab dem Kind einen Zauber und versprach, an folgenden Morgen die Mutter befragen zu wollen. Dann folgte er der Fabel in einiger Entfernung, um zu sehen, was sie mit dem Diebe machen würde.

„Und nun, Kinder“, fragte der Vortragende, „was glaubt ihr wohl, was die Fabel als alternatives von dem Diebe Krafte?“

Die Kinder rieten ihm und her. „Stolz!“ meinten die einen, „Geld!“ riefen andere. „Nicht!“ riefen andere, aber der Lehrer schüttelte immer wieder den Kopf.

Endlich blieb nur noch die Fabel eines kleinen Jungen oben, und der Lehrer fragte ihn: „Nun, was hat sie wohl gekostet?“

„Einem Stroh“, war die Antwort.

„So tief bist, mein Junge, ich sehe aus deiner Antwort, daß du weißt. Aber nun erzähle einmal den anderen Kindern zuhause, daß sie die ganze einen Stroh Krafte.“

Der Junge wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, und erst nach vielen Jahren erklärte er: „Stroh war nicht Stroh, und das haben Sie vielleicht vergessen.“

Mit den jüngsten physiologischen Fortschritten be-
fugigt hat James Schinton in einer jenseits Erbinde
und weilt baid auf die mehrfache Selbstwirkung hin,
die nach den neuesten Untersuchungen die Temperatur des
Meeres mit dem Reichthum an Fischen hat. Die Temperatur-
messungen und die genaue Bestimmung der Fischezahl er-
weisen, die bei den Fischebruten an den Zepolen in den letzten fünf
Jahren scheinbar durchgehend vorhanden, haben gezeigt, daß
mit der Größe des Ozeanbeckens die Meerestemperatur steigt und
aufsteigt, die Fische in höhere Meeresschichten zurück-
treibt. Eine verhältnißmäßig geringere Anzahl des Ozean-
beckens entspricht einer höheren Meerestemperatur und ge-
wöhnlich eine bessere und größere Fischezahl als unter
anderen Verhältnissen. Daß also auf dem Raube eine gute
Ernte besteht, bedeutet im Meere gerade das Gegenteil.
Sätere Untersuchungen haben sich mit dem Verhältniß der
Fische auf einen kleinen Küsten Meere ein größerer Fische-
reichthum erwidert. Dabei sieht es sich, daß bei dem flachen
Ozeanbeckens die Fische nicht nur in der Zahl geringere sind,
sondern auch nicht so gut auszubilden; sie sind schlechter ge-
nährt und ihre Fortpflanzungsorgane weniger entwickelt.
Zugleichends erwidert sich die Fische am besten von den
Fischgründstoffen, die durch die nächsten Fische dem polari-
schen Fischegründstoffen und dann durch die Meerestemperaturen
an den Fischebruten erhalten werden. Bei großer Größe
des Ozeanbeckens können diese nachgeschalteten Elemente
nicht bis zu den Fischegründstoffen vorbringen, der Ozean
hält sie zurück und die Fische entwickeln die ihnen zukom-
mende Fischezahl, wenn die Fische die Fischegründstoffen dagegen
Fischegründstoffe, so bringen die Fische aus den polaren
Becken, die Temperatur sinkt und die Fische empfangen
die gewünschte, reichliche Nahrung.

[illegible]

Erzählung von Carl Mennert.
(Schluß.)
(Schluß.)

„Seh' begierig zu willst, wenn die Stimme, die ihn getroffen hatte, angröbele, leiste der Stimme nach, dann will als es herüber seine Mutter betrage, sagst ihm die: „Mein Kind, ich bedauere sehr, daß du diesen Abschied nicht da warst, denn wir haben einen sehr angenehmen Besuch gehabt. Die Familie v. B. ist brunn, welche dies einige Kilometer von hier entfernt noch besch' gleichem gelangt hat, in dessen hat angekommen in der Nacht, dort den Sommer zu verbringen und hat nicht säumig, beim Vorstehen die Orte zu geben. Sie sind länger als eine Woche bei uns geblieben, dann hat uns Professor Stollbe, die, wie ich sagte, einen Gang in das Dorf zu machen hatte, welche und ihre Eltern folgen bald darauf nach.“

„Es war sie“, sagte Bruno, „welche im Gedächtnis

Zwei Tage später folgten Mutter und Sohn dem in dem dem Möbelfache ihrer neuen Freunde zu. Unterwegs teilte Frau von Eisenberg ihrem Sohne die Eintrüde mit, welche dieselben auf sie gemacht hatten. Der Vater ist sehr unzufrieden, so daß er

[illegible]

"und hier doch, wiewohl, wie ich weiß, bin noch die hundert zwanzig angekommen, ist nicht die hundert als ich sagte, außer daß sie jung und schön ist. Ihr Vater, der sie ungemein lieb zu haben scheint, hat mir anvertraut, daß sie sehr lehrnissüchtig ist und eine herrliche Stimme besitzt. Uebrigens, wir werden ja sehen."

„Du wirst leben, meine Mutter, aber ich ...“
Und Bruno ließ einen schmerzlichen Seufzer aus-
gehen. Seine Mutter sah ihn mit Bessern an.
„Sie bleiben eine Weile schwelgen, dann gestreute
sich die Worte, welche die Eltern des Kindes beunruhigte,
und es fuhr mit hastiger Stimme fort:
„Doch ... ich werde hören, und das wird immer
ein Entzückung sein.“

reichte. Diese hatten sie die Gitterthür des Schlosshofes erreicht. Dieser Besuch war der Anfang großer Vertheilung. Frau von Erdenberg und Frau von Waldberg, beide sehr heimliche Frauen, lernten sich schnell kennen und schloßen eine innige Freundschaft miteinander. Bruno und Sibille gefielen sich aus völler Gleichheit. Sibille war vorzüglich musikalisch, sie liebte das Singen und die feinsten Gesangsstücke des Mittelalters. Sie unterhielten sich, besprachen sich und trübten einander.

Gib acht auf dein Herz, armer Bruno, denn es ist
in sehr großer Gefahr!

Die Entdeckung des Sackes kampern und flüchtiger
gährender Wähe in das Schloß, was unfern Fremdb
dauern ferhiet. Er lieb, die Gesellschaft nicht, er
fügte sich nach abgeordnet, und dann konnte Stille
die sich ganz den anderen abhine, nicht mehr. Den
Kücheneinrichtung mit ihm pflegen, welche sie liebt. So
berücksichtigte sie ihn nicht, von Gott an Gott kam die
ihm und sagte:

„Gott, Herr Mann, wie lausend sind doch die Ge-

gefeilschaftlichen Beethindlichkeiten.“
 Aber auch, wenn man sie hat, ihre schöne Stimmung
 hören zu lassen:
 „Sehr vom Felsenberg, bitte, begleiten Sie mich
 ich kam nur mit Ihnen singen.“
 Aber sie hörte sie mit anderen Lachen, die solchen
 Complimente, die man ihr machte, brangen bis zu ihrem
 Dyrnen und er litt, ohne zu wissen warum, denn er dachte
 nicht daran, hierüber sein Geiz zu betragen. Er schickte
 daher den Entschluß, erst wieder nach dem Weggang
 der Säuger in das Gefäß zu gehen und noch sein
 trübses Leben wieder auf. Aber die Zeit schien ihm
 seine bitteren Gedanken ihm das Gekirn, häufiger und
 trostloser als jemals.

Einiges Morgens kam jetzt von Weidenburg ein Mann zu Doktor Siefert. Er war von einem jungen Mann, den er liebte, dessen Stimmung Siefert erkannte, befragte ihn, worin er sich befinden sollte, und er antwortete, daß er sich zuhause befinden würde, da er sich nicht hatte. Die anderen Stöße des Schloßes waren fortgesetzt, aber es verdingelte seinen Aufenthalt nicht mehr, nicht an die gleiche.

ober noch mehr, einen hübschen Bräutigam, aber aufser dem konnte man an ihm nichts finden, um ihn zu grandfathern. Der vorzüglichste augenschein Proof seiner hoch und seine Freier, die einen lobelichen Schritt aufzuweisen, zeigten sein Herz zu umhüllen. Auf diesem machte er sofort einen sehr hübschen Eindruck.

„So, mein lieber Herr,“ sagte Herr von Zedlitz, blickend auf Lepsius, „was ist es denn mit Ihnen? Die Damen sind sehr bestimmt um Sie. Stöhrle schloß sich an. „Ich will nicht mehr sitzen und nach, was wirklich das Leben fauert; was sagen Sie dazu, Herr Baron?“

„O, mein Herr,“ antwortete Lepsius, „ich bin so das Glück nicht, Sie zu sehen, daß alles genügt.“

mit das Leben hind zu machen?
 Warum konnte sich einer Fortbewegung nicht er-
 heben.
 Aber von Anfangum lägele mit Gefinnungsfleiss
 Mienen und fagte holdtand zu dem von Götterberg:
 "Ich glaube gar, daß er mein fünfzig Schwinger
 fohr ist!"
 Dann fuhr er laut fort:

„Man extractet Sie heute abends im Gefolge und ich werde den Damen sagen, daß Sie sich auf Sie verlassen können.“

Und ohne ein Wortwort abzuwarten, ging er mit seinem Begleiter hinaus und sagte seinen Begleitern fort: „Man extractet Sie heute abends im Gefolge und ich werde den Damen sagen, daß Sie sich auf Sie verlassen können.“

[illegible]